

**Vollständige Fassung der prämierten und der während der Festveranstaltung zum  
,Grünen Heinrich 2011' vorgelesenen Texte:**

**Inhalt:**

<b>Robynne Winkler: Ja, nein, vielleicht oder besser doch nicht?</b>	<b>S.2</b>
<b>Philipp Milthaler: Nein, ich verrate nichts!</b>	<b>S.3</b>
<b>Lea Tschirschwitz: Die Härte-Prüfung</b>	<b>S.6</b>
<b>Emma Marie Andersen: Verrat</b>	<b>S.10</b>
<b>Selina Sheryn Khoury: Der Verrat!</b>	<b>S.11</b>
<b>Begüm Kavuncuoglu: Entscheidung</b>	<b>S.15</b>
<b>Laura-Aileen Schneider: Macht oder Wahrheit</b>	<b>S.18</b>
<b>Carla Hermanussen: Erzähl mir was vom Leben nach dem Tod</b>	<b>S. 19</b>
<b>Carolina Crisostomo Morales: Die Entscheidung</b>	<b>S.32</b>
<b>Yannik Sonnenberg: Das Vermächtnis</b>	<b>S.34</b>
<b>Luna Krystonczyk: Ja oder Nein</b>	<b>S.41</b>
<b>Sara Gluvic: Worte wie Mauern</b>	<b>S.43</b>
<b>Maik Kaiser: Wie ich das Entscheiden zu schätzen lernte</b>	<b>S.47</b>

## **Robynne Winkler, 8.2**

### **Ja, nein, vielleicht oder besser doch nicht?**

Es war der 14. Mai und der erste wirklich schöne Tag des Jahres. Der Sommer hatte sich also Zeit gelassen. Da der 14. Mai außerdem noch ein Samstag war, tummelten sich die Leute in den städtischen Parkanlagen, kauften den jüngeren Eis und den älteren Kuchen, machten ein Picknick, oder genossen einfach nur die Sonne die ihnen nun ins Gesicht fiel.

Einer von ihnen war Collin Conelli. Er war 21 Jahre alt und fühlte sich trotz des herrlichen Wetters gar nicht wohl in seiner Haut. Schuld daran war sein Vater, oder wohl eher die Frage, die sein Vater ihm gestellt hatte. Für einen außen Stehenden mag sie nicht sehr bedrohlich klingen, doch es sind ja meist die Umstände die darüber entscheiden. In Collins Fall waren sie so heikel, dass ihm schon der Gedanke daran Kopfweg bereitete. Sie lautete wie folgt:

„Sag mal Junge, hast du dich schon entschieden? Onkel John hat angerufen. Er muss es bald wissen sonst nimmt er Charlie.“ Jemandem der weder Collin noch Onkel John kennt wird es jetzt wohl nicht unbedingt leichter fallen seine Lage zu begreifen, deshalb werde ich es kurz erklären. Onkel John, der eigentlich gar nicht Collins echter Onkel war, hatte ihm vor zwei Monaten eine Stelle als sein Assistent angeboten. Er war so etwas wie ein Tierarzt, beschränkte sich dabei aber nicht nur auf die gängige Schulmedizin sondern schwor auf Behandlungen durch Hypnose oder Homöopathie. Und dabei war er so erfolgreich, dass ihn die reichen Leute des ganzen Landes um Rat fragten, wenn ihre Hunde oder Katzen an Appetitlosigkeit oder Trägheit litten. Sollten sie jedoch einen Papageien oder einen Wellensittich haben mussten sie sich an einen anderen Arzt wenden, denn Onkel John konnte Vögel nicht ausstehen.

Über Charlie braucht man eigentlich nicht viel zu wissen er war ganz einfach der Junge der die Stelle bekäme wenn Collin sie nicht wollte oder sich in den nächsten vier Tagen nicht entscheiden würde.

Und genau das war Collin Conellis Problem, das Entscheiden. Es war schon so gewesen, als er ein kleiner Junge war. Dabei spielte es überhaupt keine Rolle ob es sich nun um eine wichtige oder eine belanglose Entscheidung handelte. So grübelte er damals in der Schulkantine immer so lange welches Essen er heute nehmen sollte bis die Leute die hinter ihm in der Schlange standen so laut murrten, dass er meistens ohne etwas gekauft zu haben wieder abzog.

Als er die Schule dann hinter sich und sein Abitur in der Tasche hatte war es nicht besser geworden. Natürlich wollte er studieren, aber an der Universität gab es so schrecklich viele Möglichkeiten. Collin hatte gewusst dass es viel gab das man studieren konnte, aber er hatte gehofft, dass ihm, wenn es so weit war, schon das richtige einfallen würde. Das war natürlich etwas naiv gewesen, das sah er jetzt ein.

in der darauf folgenden Zeit überlegte er, welches Fachgebiet zu ihm passen würde. Ein Jahr später überlegte er, ob es wirklich so eine gute Idee wäre, zu studieren. Noch ein Jahr später kam er zu dem Schluss, dass es durchaus eine gute Idee war und noch ein Jahr später brach er

sein Medizinstudium ab. Er war sich einfach nicht sicher gewesen, ob es das richtige für ihn war.

Es verging ein weiteres halbes Jahr bis Collin eines Morgens Onkel Johns Brief im Briefkasten fand. Seitdem dachte er ständig darüber nach, wie es wäre, mit ihm durchs Land zu reisen. Er wägte die Vor- und Nachteile ab, schlug sich die Nächte um die Ohren, grübelte bis ihm der Kopf rauchte und kam doch zu keinem Ergebnis. Doch dieses eine Mal konnte er die Entscheidung nicht mehr lange aufschieben. Wenn er sich in vier Tagen nicht entschieden hatte, wäre die Stelle vergeben. Collin blieb an diesem Abend bis nach Einbruch der Dunkelheit im Park, dann fasste er sich ein Herz und trottete im schmalen Schein der Straßenlaternen nach Hause.

Dort angekommen, schaltete er das Licht an und setzte sich mit einem Glas Apfelschorle an den Küchentisch. Er nippte daran, dann ließ er seinen Blick durch das Zimmer wandern. Von außen betrachtet wirkte er eigentlich ruhig, doch in Wahrheit war er

ziemlich nervös. Er würde sich nämlich noch heute Abend entscheiden, das hatte er sich ganz fest vorgenommen. Morgen früh würde er den Brief für Onkel John abschicken. Wenn er doch jetzt schon wüsste, was darin stehen wird.

In diesem Moment fiel sein Blick auf ein altes Mensch-ärgere-dich-nicht Spiel, was er vor ein paar Wochen achtlos auf die Küchenablage gestellt hatte und ihm kam ein merkwürdiger Gedanke. Erst wollte er ihn zur Seite schieben, denn es erschien ihm doch wirklich unvernünftig. Doch dann stand er langsam auf, hob den Deckel von der Schachtel. Einen Moment später hielt er ihn in der Hand. Einen rot lackierten Holzwürfel, an den Ecken war die Farbe schon etwas abgeblättert.

Collin Conelli überlegte nur eine Zehntelsekunde dann bewegte sich der Würfel mit einem leisen Klackern, das sich in der stillen Küche viel lauter anhörte, quer über den Tisch. Es war ganz einfach: Würfelte er eine gerade Zahl, würde er Onkel Johns Angebot annehmen, würfelte er eine ungerade, würde er es ablehnen.

Der Würfel drehte sich noch ein letztes Mal, dann blieb er liegen. Eine vier.

Collin lächelte. Da war sie also, seine Entscheidung. Er hätte es nicht für möglich gehalten, doch damit war er glücklich. Es war so einfach gewesen.

Am nächsten Morgen warf er die Zusage für Onkel John in den Briefkasten. Und von diesem Tag an trug Collin Conelli wo immer er auch war einen Würfel bei sich und wann immer er eine Entscheidung zu fällen hatte, fragte er ihn um Rat.

*Robynne wurde für ihren Text der 1.Preis der 7. und 8.Klassenstufe zuerkannt. Hier die Würdigung ihrer Arbeit:*

*Robynne Winkler, schon im Vorjahr als begabte Erzählerin hervorgetreten, hat im Titel ihrer Geschichte nicht nur das Thema angegeben, sondern auch den ironischen Ton angeschlagen, den sie mit leichter Hand während ihrer gesamten Erzählung durchhält. Wir erfahren von einem sympathischen, aber ziemlich entscheidungsschwachen jungen Mann, der schließlich auf eine einfache, aber radikale Methode zur Überwindung dieser Schwäche stößt. Die ironische Erzählweise wird aber den mitdenkenden Leser davon abhalten, seine eigenen Entscheidungen auf dieselbe Art zu lösen.*

## **Philip Milthaler, 8.4**

### **Nein! Ich verrate nichts!**

Mein Vater saß am Tisch und weinte, es war einfach zu viel passiert. Meine Mutter hatte sich in unserem Bad eingeschlossen, auch sie hörte man schluchzen. Mir ging es dreckig, warum musste es nur soweit kommen?

Alles hatte mit dem Besuch von meinem Onkel begonnen. Mein Onkel kam jeden Januar zu uns nach Ostberlin. Er wohnte damals in Hamburg. Alles fing ganz normal an, am Mittag nach dem Essen ging mein Vater los, um meinen Onkel vom Bahnhof Friedrichstraße abzuholen. Da kamen die aus der BRD an. Kurze Zeit später standen beide bei uns in der Tür.

Es war immer super, wenn er kam, denn er brachte uns immer etwas Tolles mit. Dieses Mal überreichte er mir ein Buch, ein großer Bilderband mit Bildern aus San Francisco. Auch wir kannten sie, die Golden Gate Bridge. Die werde ich wohl nur auf dem Papier sehen.

Dieser Besuch war irgendwie anders. Am Abend, an dem wir sonst immer gemeinsam aßen, waren mein Vater und mein Onkel nicht da. Also saßen meine Mutter und ich alleine am Tisch. Als ich meine Mutter fragte, wo denn mein Vater und mein Onkel wären, sagte sie nur, dass beide sich einmal aussprechen müssten.

Am nächsten Morgen herrschte eine schweigsame Stimmung. Am Frühstückstisch sagte niemand etwas. „Wo ist Onkel Klaus?“ fragte ich. „Er musste noch gestern Abend weg, hatte einen Geschäftstermin am Alex und fuhr dann gleich nach Westberlin“, sagte mein Vater kurz angebunden. Kann ja nicht sein, dachte ich bei mir, Onkel Klaus darf doch gar in Ostberlin Geschäfte machen. Den Geschäftstermin nehme ich jedenfalls meinem Vater nicht ab, aber zu fragen traute ich mich nicht. Der Tag verlief auch sonst seltsam. Es war Sonntag, normalerweise „Familientag“, aber wir unternahmen nichts.

Meine Eltern saßen den ganzen Tag in der Küche und redeten, ich durfte nicht rein. Auch nicht raus. Absichtlich ging ich immer den Flur auf und ab. Allerdings konnte ich nichts verstehen. Einige Brocken verstand ich, etwa „zu gefährlich“

Ich musste mich ablenken. Ich schaute mir mein neues Buch an. Ich dachte über den morgigen Tag nach, ich musste das Buch unbedingt meinem besten Freund Olaf zeigen. Er ist auch ein Fan von Amerika und San Francisco.

Am nächsten Tag zeigte ich Olaf mein neues Buch. Nicht sofort, da musste man vorsichtig sein, das wusste ich. Bücher aus dem Westen durfte man nicht rumzeigen. Ich hatte das Buch extra eingeschlagen, so dass man San Franzisko nicht gleich sah. Olaf war begeistert. „Glaub’ mir, da komme ich noch hin“, flüsterte er mir zu.

„Hey Vati!“ schrie ich quer über die Straße, als ich meinen Vater am nächsten Tag vor der Schule sah. Wieso kommt der mit Fahrrad, dachte ich noch. Er wirkte angespannt und winkte

mir steif zu. „Hey Vati!“ sagte ich wieder zu meinem Vater, als ich bei ihm war. Hallo Micha“, fing er an, „ich muss etwas mit dir besprechen!“ „Was denn?“ fragte ich „Und wo ist denn unser Auto?“

„Also darum geht es ja, wir machen einen Urlaub, wir fahren nach Ungarn und dafür mussten wir unser Auto verkaufen!“ sagte er, gespielt. Eigentlich war ich mit der Erklärung nicht einverstanden, aber ich merkte auch, dass es der falsche Zeitpunkt war um nachzuhaken.

Ich war in meinem Zimmer, als es schellte, ich schreckte auf. Ich hatte gegessen und meine Hausaufgaben gemacht. Ich war neugierig, kam endlich Onkel Klaus wieder? Ich stieß die Zimmertür auf und wollte gerade losstürmen, da zeigt mein Vater mir die flache Hand entgegen. Er wollte nicht, dass ich komme. Im Flur standen 2 Herren. Meine Eltern begrüßten die Männer etwas unbeholfen. Als die Männer sich vorstellten, veränderte sich schlagartig der Gesichtsausdruck meiner Eltern. Ich ging zurück zu meinem Zimmer, beobachtete sie aber durch einen kleinen Türspalt. Allerdings konnte ich nichts verstehen, das Grüppchen stand zu weit weg. Plötzlich kam mein Vater wieder auf mich zu. Ich schlug meine Zimmertür zu und warf mich auf mein Bett. Mein Vater öffnete die Tür und sagte er müsse sich jetzt um unseren Besuch kümmern und ich sollte in meinem Zimmer bleiben.

Ich wollte eigentlich nicht im Zimmer bleiben, ich wusste nicht, wer diese Leute waren und was sie von uns wollen. Ich konnte nicht still sitzen, aber abhören konnte ich sie nicht, da sie im Wohnzimmer waren und ich dort nicht rankam. Nach einer Stunde hörte ich die Tür klicken, der Besuch war weg. Ich hörte nichts. Ich wartete. Nun wollte ich es endlich wissen.

Ich ging in die Küche. Mein Vater saß am Tisch und weinte. Meine Mutter hatte sich in unserem Bad eingeschlossen, auch sie hörte man schluchzen.

„Micha, ich...ich muss dir was erzählen. Die beiden Männer sind von der Stasi!“, fing er zitternd an „Also, ich fang mal ganz von vorne an. Wir wollten aus der DDR flüchten. Klaus wollte uns helfen, er hat sein Sparbuch geplündert, für den Schleuser von Ungarn nach Österreich. Dafür habe ich auch den Trabbi verkauft. Die Volkspolizei hat Onkel Klaus verhaftet als er wieder nach Westberlin wollte. Sie hatten bei Einreise das Geld entdeckt, D-Mark. Die ist auf dem Schwarzmarkt in der DDR viel wert. Er hat unseren Plan ausgeplaudert. Das hat er mir natürlich gesagt. Damit wir alle aus der Sache rauskommen, sollen wir als Spitzel angeworben werden. Die Stasi hat ein klares Ziel. Deine Mutter und ich wollen das aber nicht. Klaus wollte gestern Abend wieder über die Friedrichsstraße zurück. Sie haben ihn aber nicht rausgelassen. Normalerweise würde man dafür sofort ins Gefängnis. Wir auch. Wir können uns jedoch arrangieren, wir müssen nur tun, was sie wollen. Klaus kann dann auch rüber. In unserem Freundeskreis sind auch welche, die flüchten wollen und die sollen wir beschatten!“

Wen meinst du denn?“, fragte ich vorsichtig. „Na ja, also die Talas sind auch dabei“, sagte er zittrig. Oh mein Gott dachte ich nur Olaf Talas, mein bester Freund, den soll ich beschatten. „Nein!“, das mach' ich nicht!“, rief ich. Ich stand auf, mein wollte mir noch beruhigend die Hand auf den Arm legen, griff jedoch schon ins Leere. Ich rannte in den Flur. Da stand Mutter, völlig verheult. Ich stieß sie beiseite, riss meine Jacke von Garderobe und machte mich auf den Weg zu Olaf. Ich musste meinen Freund warnen. Da musste ich nicht überlegen, diese Entscheidung stand sofort fest.

Als ich bei Olaf ankam, schien alles in Ordnung zu sein. Das Licht brannte in Olafs Zimmer. Ich klingelte, sah ich, dass die Tür nicht ins Schloss gefallen war. Talas wohnen im zweiten Stock. Ich klingelte sturm. Wann öffnet sich endlich die Tür?

*Philip Milthaler bekam für seine Geschichte den 4.Preis der 7. und 8. Klassenstufe. Hier die Würdigung seiner Leistung:*

*Philip Milthaler schildert in seiner Geschichte die Gewissensnöte, in die ein Junge in der DDR gerät, als seine Familie von der Stasi dazu erpresst werden soll, für sie zu arbeiten. Dabei zeigt er Sinn für realistische Details. Besonders gut gelingt es ihm, die Spannung dadurch zu erhöhen, dass er die Geschehnisse aus der Perspektive des Jungen erzählt, dem erst nach und nach klar wird, in welcher schlimmen Situation sich seine Familie befindet.*

### **Lea Tschirschwitz, 7.3**

#### **Die Härte-Prüfung**

Ich bin Jake aus Stuttgart  
und sage euch, das Leben hier ist echt hart,  
morgen endlich ist es soweit,  
ab da an beginnt für mich eine andere Zeit.  
In die Oberschule komme ich  
und meine ganze Familie freute sich,  
dabei muss ich bedenken sicherlich,  
um etwas mehr zu lernen,  
muss ich mich wohl von der Spielekonsole jetzt entfernen.

Spät ruft jemand bei mir an  
und ich frag wer ist denn dran?  
Mit einer leisen Stimme meldet sich,  
mein bester Freund der Friederich.  
Traurig teilte er mir mit,  
„Ich bin für morgen nicht ganz fit  
und es tut mir leid,  
ich komme Morgen nicht mit,  
ich antwortete:  
„Ok, so ist es nun,  
kann ich noch etwas für dich tun?  
Er überlegte kurz und fing an zusagen:  
„ Kannst du meine neuen Bücher aus der Schule zu mir tragen?  
Ich sagte ja  
bis morgen alles klar !!!

Kurz darauf ruft meine Mutter mich zum Tisch,  
Jake mach hinne,  
es gibt gebratenen Fisch.

nach dem Essen merke ich,  
gebratener Fisch bekommt mir nicht,  
drum geh ich lieber schnell ins Bett,  
ach wenn ich doch lieber nicht gegessen hätt !!

Am nächsten Morgen stehe ich sehr früh auf,  
die Sonne scheint ich bin gut drauf,  
und ich warte nur darauf,  
dass der Schulbus angefahren kommt,  
was er dann auch tat, ganz prompt.  
Im Schulbus sehe ich ein wunderschönes Mädchen,  
es heißt Marlin und kommt aus einem anderem Städtchen.  
Ich setze mich zu ihr rüber und höre mich sagen  
„Hallo, ich bin Bürgermeisters Sohn“,  
doch gelangweilt sagt sie voller Hohn,  
und ich die Kaiserin von China,  
lass mich in Ruhe zur Schule fahren  
und sprach keinen weiteren Ton.

Sauer drehe ich mich um und sage:  
„ Du bist bestimmt eine von den Tussen,  
die nicht mit jedem reden,  
oder sich mit keinem der ihr nicht die Füße küsst.... abgeben“  
Sauer sagt sie jedoch:  
„Ich hasse den Bürgermeister und dieses Loch  
der Umzug nach Stuttgart ist nicht die beste Sache....  
nach dieser Aussage halte ich mir die Hand vor den Mund und lache.

Wo ich jetzt in der Schule angekommen bin,  
bin ich ganz neu und allein,  
mit mir redet kein Menschlein.  
Doch so habe ich einen großen Vorteil und Bonus,  
und kann ganz schonungslos  
meine Mitschüler beobachten,  
und deren Charakter betrachten.

Im Unterricht betrachte ich die ganze Zeit Marlin,  
bis sie es zu bemerken schien,  
sie schreibt einen Zettel und wirft ihn mir zu ,  
wo drauf steht: „Mach doch gleich Fotos von mir  
und lass mich in Ruh“  
mit der Antwort teile ich ihr alle mein Gefühle mit  
und werfe den Zettel ihr zu,  
doch Herr Beck ist zu fit  
und fängt das Papier im nu,  
er fängt den Brief ab und liest ihn laut vor  
worauf meine Mitschüler schallend lachen empor.

Die Schule ist vorbei und ich freue mich sehr  
jedoch geht mir Marlin im Kopf hin und her.  
Nach 4-5 Stunden zocken,  
fällt mir ein..... völlig erschrocken,  
das ich vergessen hab zu sagen,  
das ich noch zu Friederich muss die Bücher tragen,  
doch so spät darf ich eigentlich nicht raus,  
ach egal ! Ich sag einfach der Hund brauch noch Auslauf.

Ich gehe mit meinem Hund ängstlich hinaus,  
doch bei dieser Dunkelheit ist es mir ein Graus.  
und laufe ganz schnell, zu Friederichs Haus  
doch folgen mir Schatten,  
ich frag mich erschreckt,  
wer wohl dahinter steckt,  
und bemerkte..... jetzt hat mich die Killer-Gang entdeckt !!

Einer sagt: Gib mir deine Schuhe!  
Gleich danach gebe ich sie ihm  
damit ich behalte meine Ruhe,  
doch danach sagt einer: du bist lustig und „astrein“,  
willst du ein Mitglied der Killer-Gang sein?  
Das will ich eigentlich nicht !!  
Aus Unsicherheit schlage ich um mich.  
Doch bevor ich weglaufen kann,  
halten die anderen mich in ihrem Bann.  
Aus Angst sagt ich „ja“  
und am nächsten Tag weiß ich gar nicht mehr wie mir geschah.

Schnell merke ich, dass es sich schon rumgesprochen hat  
das ich bei der Gang bin  
und meine Eltern glauben ich sei nicht mehr bei Sinn.  
Alle fürchten sich nun vor mir,  
ich kann tun und lassen was ich will  
und dass ist wundervoll,  
nur meine Freunde und Familie finden dass nicht so toll.

Am nächsten Tag kündigt Friederich mir die Freundschaft  
und ich habe das überhaupt nicht gerafft !!!  
Ich nehm Unterstufen Schülern das Essensgeld weg  
und gebe es aus,  
für einen schlechten Zweck.  
Als Marlin das rausbekommt sagt sie erschrocken.  
du bist ja geworden, ein richtiger.....„Kotz-brocken“  
das haut mich ja völlig von den Socken.



Zuhause ist mir auf einmal das was sie gesagt hat durch den Kopf gegangen  
und ich habe gesehen wie ich und andere im Knast gefangen Lieder sangen,  
das wird mir zu viel und im Kopf macht es PENG  
ich verstand das ich traf mit der Gang,  
eine Falsche Entscheidung,  
und jetzt habe ich die Neigung,  
zu ihnen zugehen und auszusteigen,  
auch wen sie mir nachrufen werden,  
schau dir mal an diesen „FEIGEN“  
ich rufe bei dem Anführer an,  
und sage: das ich nicht mehr Mitglied sein kann,  
doch er fing laut zu lachen an  
und sagte du bist noch nicht mal Mitglied,  
du bist noch mit der Härte Prüfung dran,  
denn erst dann bist du ein richtiger Mann.  
Er sagt ich soll zur Willi-Straße kommen,  
ich willigte ein um mit ihm zu sprechen  
um freundschaftlich auseinander zu gehen,  
damit sie sich nicht an mir rechnen.

Als ich mit der U-Bahn gerade angekommen bin,  
laufe ich gleich Schnurrstracks zur Gang hin  
da zeigt mir der Klaus,  
ein 15 Meter hohes Haus,  
was ich oben mit Graffiti einsprühen soll,  
ich sage zu ihm nur: .....na toll  
wie soll ich das schaffen?  
Und er sagt: klettere hoch wie die Affen,  
mir wird das nicht geheuer,  
die Kosten beim erwischt werden sind zu teuer,  
und ich versuche wegzulaufen,  
doch das klappte nicht, denn der ganze Ganghaufen,  
fangt an hinter mir her zu laufen ,  
schnell flüchte ich aufs Klo im Cafe,  
wo ich jemanden mit einem Handy seh.  
ich rufe an die Polizei,  
und erzählte Ihnen allerlei.

Ich gehe hinaus zu der Gruppe  
und stelle mich der ganzen Truppe  
und tue als ob nichts wäre,  
es keinen Grund zur Aufregung gäbe,  
ich denke mir: Ich treffe nicht zweimal sie falsche Wahl  
denn die ganze Aufregung war mir schon genug Qual.  
Ich sage: Ich mache es nur wenn ihr euch traut,  
und schon haben sie „herumgesaut“  
Sie besprühen alles, in ihrem Stil

und die Gang aus allen Wolken viel...  
als plötzlich mit Blaulicht kam die Polizei,  
und die Schmierfinken festnahm und so war es vorbei  
ich bin froh das ich mich hab benommen.  
Ich weiß nicht genau, wieso ich mit drin hang,  
zum Glück bin ich gut rausgekommen  
und richte mich in Zukunft nicht mehr nach dem Gruppenzwang.

Ich dachte mir nur  
ich geb euch den Rest!  
Die Gang kam ins Gefängnis,  
mit Handschellen ganz fest  
auch wegen Diebstahl  
und anderen Schandtaten  
drum lernt aus der Geschichte,  
um nicht auf die falsche Schiene zu geraten.

Das ist das Happy-End,  
Friederich ist wieder my best friend,  
Marlins Herz ist jetzt von mir erfreut  
und das wissen alle nun alle Leut.

#### **Emma Marie Andersen, 8.4**

## **Verrat**

Nun war ich hier, ganz allein. Das, was passiert, und das ,was ich getan hatte, konnte nicht wieder rückgängig gemacht werden. Es war so und es würde immer so bleiben.

Ich heiße Karla und bin 14 Jahre alt. Ich bin nicht besonders beliebt, um genau zu sein, ich habe keine Freunde, zumindest nicht das, was man Freunde nennen kann. Klar, jeder kann irgendwie Freunde und Familie haben, aber nicht immer muss dies stimmen. Man kann auch Freunde haben, die in Wirklichkeit keine sind, eigentlich mögen sie dich nicht. Man versucht dagegen anzukämpfen, obwohl man im Herzen weiß, dass diese Menschen einen nicht mögen. Nun ja, ich kenne das Gefühl nur zu gut.

Eines Tages war ich auf dem Weg nach Hause, da sah ich es. Ich sah, wie die Jungen aus meiner Klicke zwei Männer verprügelten, währenddessen nahmen die Mädchen der Klicke, auch Vanessa, ihnen das Geld ab. Jedoch, was sollte ich tun, sollte ich zu ihnen gehen und sie darum bitten, dass sie aufhören, ihnen sagen, es sei falsch, was sie täten.  
Nein, das würde alles zerstören, was ich immer gewollt hatte. Jede Klicke hat ihre Gesetze, also hielt ich mich zurück und schaute dem grauenhaftem Schauspiel zu. Die Männer schrien, einer spuckte sogar Blut. Veit trat trotzdem weiter zu. Ich wollte es nicht mehr sehen, einfach nur weg, weg von diesem Ort. Alle grinnten, so als hätten sie das erreicht, was sie wollten. Ich rannte, so schnell ich konnte. Weg, einfach nur weg.

Ich warf mich auf mein Bett. Früher sagten sie Bauernmädchen zu mir, weil ich bunte Kleider trug. Vanessa war es, die das erste Mal über meiner Kleider hergezogen ist. Und Vanessa hatte mich zu ihnen geholt.

Die Klicke und ich machten alles zusammen, jeden Quatsch machte ich mit, nur um beliebt zu sein. Jeder Tag war anders, aufregend. Wir machten Sachen, die mir meine Mutter nie erlaubt hätte.

Am nächsten Tag konnte ich an nichts anderes denken, aber für alle anderen schien das Leben wie immer weiter zu gehen. Wie konnte so etwas Schreckliches passiert sein und keiner kümmerte sich darum. Doch dann sah ich wie eine Gruppe von Schülern vor dem Schwarzen Brett versammelt war. Ich hatte ein mulmiges Gefühl.

„Jugendliche überfallen 30jährige Männer und schlagen sie ins Koma“, so lautete die Schlagzeile eines Zeitungsartikels. Um mich herum tuschelten alle. Die eine fragte die andere: „Wer kann den so was machen?“ Ich wusste es und tat trotzdem nichts dagegen. Das Bild, das vermutlich von einer Überwachungskamera stammt, war unscharf, aber ich erkannte Vanessa deutlich!

Ich hatte Angst, Angst davor, dass die Klicke mich fertig macht, wenn ich etwas zu sagen versuchte. Ich war, nicht mehr ich. Ich wollte zur Klasse, doch die Klicke fing mich ab. Sie stellten sich vor mich. „Wir wissen, dass du es weißt, du bist fein weggelaufen. Wir kommen nur um dich zu warnen, denn wenn du irgendjemandem etwas erzählst, bist du dran“, drohte Veit. Und Asi schob nach: „Du weißt, dass wir für deine Abträume sorgen können, Bauernmädchen.“

Plötzlich erblickte ich Vanessa, es lag ein entschuldigender Blick in ihren Augen, so als schämte sie sich für das, was sie getan hatte. Die Gruppe stapfte davon und ich schlich ängstlich über den leeren Flur. Ich konnte nur hoffen, dass alle alles wieder vergessen.

Doch so wurde es nicht, es wurde nur noch schlimmer. Sie hörten nicht auf mir zu drohen, wann immer sie konnten, machten sie mir Druck. Und sogar meine Mitschüler fingen an zu plaudern und zu spekulieren, ob ich etwa wüsste, das ich nicht verraten darf. Selbst der Druck in mir wurde immer größer und ich hoffte, dass ich ihm überlegen war. Aber ich spürte, dass, wenn ich nicht bald etwas tun würde, alles vorbei war.

Am Donnerstag ging ich aus dem Matheunterricht. Alle dachten, ich gehe auf's Klo. Ein sicheres Gefühl. Ich ging zum Schulleiter. Ahnten die Mitschüler meiner Klasse schon etwas? Ich erzählte ihm alles und er sagte, es sei in Ordnung, er würde mich verstehen. Ich wollte mich nicht verstehen. Ich hatte sie verraten und das würden sie mir nie verzeihen, sie werden mich immer hassen, egal was ich mache.

Nun war ich hier, ganz allein. Das, was passiert, und das, was ich getan hatte, konnte nicht wieder rückgängig gemacht werden. Es war so und es würde immer so bleiben.

**Selina Sheryn Khoury, 7.5**

**Der Verrat!**

„Also! Wie lautet wohl die Lösung von dieser Aufgabe?“, fragt die Horror Lehrerin. „Lea? Weißt

*du es?“*

Auch das noch! Mathe war ja noch nie mein Fall aber bei diesem Teufel ... und jetzt nimmt sie mich auch noch dran. Ich merke wie ich rot werde und habe einen dicken Kloß im Hals. Ich schlucke und suche nach einem Loch, in dem ich versinken kann.

„*Ich?*“, frage ich unsicher nach.

„*Ja, du!*“ lautet die Antwort.

Merkwürdig ist nur, dass der Teufel, wie ich Sie nenne, eigentlich Marianne Engel heißt. Wie kann denn ausgerechnet so ein Mensch Engel heißen???

„*Lea! Komm deine Antwort heute noch mal?*“ dringt Frau Engels Stimme in meine Gedanken.

„*Ja, natürlich! Wenn man wissen will, was in diesem Fall  $x$  ist, dann... muss man  $x$  mal drei nehmen und dann... minus vier rechnen. Glaube ich ...*“

„*Glück gehabt, meine Liebe! Das ist noch einmal glimpflich ausgegangen. Aber beim nächsten Fehler, bekommst du auf der Stelle eine sechs!*“, keift Frau Teufel, ähm... Frau Engel mich an.

Am liebsten würde ich aufspringen und ihr sagen was ich von ihr halte. Motivation geht anders. Vor lauter Wut würde ich am liebsten losheulen. Kann die nicht einfach mal nett sein? Diese Frau hat mich echt voll auf dem Kieker. Dabei habe ich ihr nie was getan.

\*

Ganz anders als: Nico, Tom, Max und Flo.

Die vier sind die besten Kumpel meines drei Jahre älteren Bruders Simon. Seit ich denken kann, gehen sie bei uns zu Hause ein und aus. Ich bin vor zwei Wochen vierzehn geworden und der gute Simon ist jetzt schon siebzehn. Die fünf gehen in eine Klasse, auch auf meiner Schule.

Zu meinem Bruder und auch zu seinen Freunden hatte ich zum Glück schon immer ein recht gutes Verhältnis. Wir haben uns immer super verstanden und egal was kommt, wir halten fest zusammen. Klar ist auch, dass keiner den andern verpetzt.

Wenn sich Simon mit seinen vier Kumpels verabredet, dann nehmen mich die fünf oft mit. Oder sie laden mich zu einer Pizza ein. Meine Freundinnen beneiden mich deswegen total. Aber Nico, Tom, Max und Flo haben auch ihre Eigenarten und nicht alles was sie tun finde ich wirklich toll ...

In den Hofpausen sehe ich die vier IMMER mit der Engel streiten. Simon macht da zum Glück nicht mit. Im Gegenteil! Er verzieht sich dann lieber an alle anderen Orte des Hofes. Hauptsache er muss nicht daneben stehen.

Weil Nico, Tom, Max und Flo die Engel nicht leiden können, benehmen sich ihr gegenüber echt unmöglich. Trotzdem ist die Engel jedes mal aufs neue total nett zu ihnen. Fehlt nur noch, das sie ihnen zukünftig nur noch Einsen gibt, obwohl sie eine Sechs verdient hätten. Ich kann das nicht verstehen. Zu mir ist sie immer total ätzend. Dabei gebe ich mir immer solche Mühe

\*

Nach weiteren zwei Stunden Mathematik mit meinem Teufel habe ich endlich Schulschluss. Länger hätte ich das auch nicht mehr ausgehalten.

Ich packe meine Mappe, verabschiede mich von meinen Freundinnen und mache mich auf den Weg nach Hause. Ich nehme wie immer die Route durch den Park. Aber heute ist irgend etwas anders... Ich weiß nur noch nicht genau was...

Der Park ist menschenleer. Plötzlich höre ich laute Geräusche. Was ist das denn?

Ich biege links ab. Eigentlich hätte ich rechts abbiegen müssen, um auf dem schnellsten Weg nach Hause zu kommen. Aber von links kommen die Geräusche. Denen gehe ich jetzt mal auf den Grund!

Als ich einige Meter gelaufen bin, sehe ich, was die Geräusche verursacht. Dabei bleibt mir fast das Herz stehen! Nico, Tom, Max und Flo stehen um ein Auto und machen es mit allen Mitteln kaputt.

Warum machen die so was? Bei näherem hinsehen erkenne ich den Wagen. Er gehört Frau Engel.

Ich bin mir sicher. Ich habe sie schon oft gesehen, wie sie nach der Schule eingestiegen ist. Sonst parkt Sie es auch immer vor der Schule. Heute wohl nicht...

Na die wird sich freuen wenn Sie ihr Auto so findet...

Was ich da eben gesehen habe, macht mir ganz schön Angst. Das die Vier so extrem sind, hätte ich nie gedacht. Manchmal ein wenig grob und ungehobelt – ja. Das kann auch recht nützlich sein. Die macht keiner blöd an. Aber das hier? Ganz schön heftig. Wenn das einer mit unserm Auto machen würde ...

„Lea!“, reißt mich eine mir bekannte Stimme aus den Gedanken. „Was machst du denn hier?“ Ich erschrecke. Au Backe! Es ist Nico. Er steht vor mir und lächelt, wie sonst eigentlich auch immer. Scheinbar findet er es überhaupt nicht schlimm, das ich ihnen bis eben noch beim zertrümmern des Autos zugeschaut habe.

„Ich?“, frage ich ängstlich. „Mensch Kleine! Heißt hier noch jemand Lea?“, mischt sich Flo ein. „Ich bin auf dem Weg... nach Hause...“, stottere ich. Flo nickt. „Ich dachte du biegst immer rechts ab.“ Irgendwie bin ich auf ein Mal total nervös.

„Tue ich normalerweise auch... Aber heute wollte ich mal einen anderen Weg nehmen.“ Etwas besseres fällt mir gerade nicht ein.

„Du, Lea? Die Engel ist doch deine Klassenlehrerin, oder?“, fragt mich Max.

„Ähm... Ja... Wieso fragst du?“

„Na ja. Ich meine... Du hast uns ja jetzt gerade beobachtet, wie wir ihr Auto schrotten und deshalb... du wirst uns doch nicht verpetzen!?“ Max sieht mich misstrauisch an.

„Ich? Na ja... Also...“, stottere ich, „Warum macht ihr das denn?“

Ich zeige mit der Hand auf das völlig kaputte Auto. Die Scheiben sind eingeschlagen, der Kofferraum verbeult, genauso wie der Rest des Autos auch und drei Türen liegen nur noch neben dem Auto.

„Na die Engel ist immer total blöd und gibt uns immer nur schlechte Noten!“, klärt mich Tom auf.

„Aber lernt ihr den nie?“, frage ich immer noch etwas ängstlich.

„Nö! Wozu? Wir haben etwas besseres zu tun!“, meint nun Flo wieder.

„Und ... und was?“, hake ich nach.

„Zum Beispiel dich zur Pizza einladen!“ kommt es grinsend zurück.

Ich denke daran wie lieb die Jungs immer zu mir sind und muss lächeln.

„Aber mal im ernst, Lea!“, fängt Nico wieder an, „Du willst uns doch nicht verpfeifen?!“

Ich denke scharf nach. Ich meine: Eigentlich kann ich die Engel doch eh nicht leiden, genau wie die Jungs. Aber irgendwie kommt es mir falsch vor, wenn ich nichts sage. Ich finde es doch ziemlich unfair!

Immerhin hat die Engel Simons Kumpels doch gar nichts getan... Oder doch?

„Verpetzt du uns jetzt? Ja oder nein?“, fragt Flo.

„Ich denke nicht!“, meine ich nach kurzem Überlegen.

„Das hätte uns auch sehr enttäuscht. Du bist schon in Ordnung“, meint Max und die anderen stimmen ihm ohne zu zögern zu.

Ob das die richtige Entscheidung war? Ich werde ja sehen! Die Engel bleibt vermutlich so oder so ein Teufel, ob ich die Jungs nun verpfeife, oder ob nicht.

\*

In der folgenden Nacht habe ich einen merkwürdigen Traum.

Ich spaziere die Straße entlang und denke an nichts und nochmal nichts. Ich laufe einfach nur ganz entspannt den Weg entlang.

Plötzlich kommt mir Frau Engel entgegen gerannt. Als sie vor mir stehen bleibt, sehe ich das sie weint. Sie sieht furchtbar aus. Als wäre sie unter eine Dampfwalze geraten. Ihr Kleid ist schmutzig und überall an ihrem Körper sind blutige Schrammen. Die immer noch weinende Frau Engel dreht sich um und zeigt mit einem Finger auf die vier, hinter ihr stehenden Jungen. Es sind - wie könnte es auch anders sein??? - Tom, Nico, Max und Flo. Sie stehen lachend und jeder mit einem Knüppel in der Hand da. Fröhlich winken sie mir zu.

„Zu erst, haben Sie mein Auto kaputt gemacht und dann...“, schluchzte Frau Engel.

„Und dann was?“, frage ich verdattert. „... dann bin ich dran, haben sie gesagt ...“ „Was?!“ Ich bin entsetzt. Das kann ich nicht glauben! Und das alles nur, weil ich die Klappe gehalten habe!

„Lea! Lea! Wach auf!“, dringt plötzlich eine mir bekannte Stimme an mein Ohr. Als ich die Augen öffne, liege ich im Bett und blicke in Simons Gesicht.

„Lea! Ist alles in Ordnung?“, fragt er, „Du hast im Schlaf geredet und ganz schön heftig

geschrien.

*Unglaublich das unsere Eltern davon nicht wach geworden sind!*“

Ich schaue auf den kleinen Wecker auf meinem Nachttisch. Drei Uhr, mitten in der Nacht!

„Alles wieder o.k. bei dir?“, fragt mich Simon.

„Denk schon ...“, meine ich verschlafen, „Danke das du mich geweckt hast!“

„Kein Problem! Bei deinem Geschrei hätte ich so wie so nicht weiter schlafen können... Aber jetzt, schlaf weiter!“ Ich nicke.

„Gute Nacht, Schwesterchen!“, sagt Simon als er mein Zimmer verlässt.

„Gute Nacht, großer Bruder!“, antworte ich.

Dem Himmel sei Dank! Es war alles nur ein Traum. Aber was wenn das ganze Wirklichkeit wird? Dann wäre es doch genauso wie in meinem Traum... Dann wäre alles meine Schuld!!!

\*

Als ich am Morgen aufwache bin ich immer noch unentschlossen.

Entweder ich lasse die Jungs auffliegen und hoffe das die Engel dann netter wird,

oder ich halte meine Klappe und hoffe das sich die ganze Sache von selbst klärt, ohne meine Hilfe.

Ich denke wieder an all die Momente zurück, an denen mir Simon und seine Kumpel Freude bereitet haben.

Wenn ich sie jetzt verraten würde, dann wären sie wohl kaum noch weiterhin so nett zu mir.

Andererseits tut mir Frau Engel auch irgendwo leid... Sie hat ihnen doch nichts getan. Oder?

In der Schule fange ich dann wirklich an zu zweifeln. Denn Frau Engel kommt völlig deprimiert in die Schule. Verdammst! Was soll ich denn jetzt bloß machen?

In der Pause gehe ich zu meiner Lehrerin und frage ob es ihr gut geht.

„Na ja! Mir ging es schon mal besser... Aber Danke der Nachfrage, Lea!“

„Kein Problem! Kann ich ihnen vielleicht irgendwie helfen?“, frage ich. Und da meldet es auch schon wieder, mein schlechtes Gewissen.

„Wohl kaum. Aber ich wollte dir noch etwas sehr wichtiges sagen.“

„Ach ja? Was denn?“ Jetzt hält sie mir bestimmt gleich eine Standpauke, weil ich in Mathe so schlecht bin.

„Ich wollte mich bei dir entschuldigen!“

„Bei MIR?“, frage ich völlig verdattert.

„Ja! Ich habe dir so einige male Unrecht getan. Das tut mir wirklich sehr leid! Es ist nur so...

In einer meiner elften Klassen gibt es vier Jungs, die mir immer wieder aufs neue den letzten Nerv rauben!“, erklärt Sie. „Dein Bruder ist Simon, oder?“

Ich nicke. „Dann geht er auch in die Klasse von der ich gerade rede. Aber Simon ärgert mich nie!“, fährt sie fort,

„Reden Sie gerade von Flo, Max, Tom und Nico?“, frage ich neugierig nach. „Ja! Kennst du Sie?“

Ich nicke und meine dann: „Die Vier sind die besten Kumpel von Simon!“

Wir unterhalten uns noch lange. Und ich merke langsam wie nett diese Frau doch eigentlich ist.

Und mir wird auch klar, dass ich etwas unternehmen muss. Für die nächste große Pause habe ich mir etwas fest vorgenommen. Dort will ich nämlich sofort nach den vier Idioten suchen.

Ich brauche auch nicht lange, bis ich sie gefunden habe. Sie stehen gemeinsam mit Simon auf dem Hof.

Bevor mich der Mut verlässt, stapfe ich zu dem innigen Fünfer Gespann. „Ihr kommt jetzt auf der Stelle mit mir mit zu Frau Engel! Die sitzt nämlich voll deprimiert in meinem Klassenraum und ist trauriger als ein Trauerkloß!“

„Und was geht uns das an?“, fragt Max unschuldig. „Was euch das angeht? Ich glaub das alles nicht! Ihr seid echt solche Idioten! Wie konnte ich mich nur so in euch täuschen? Wisst ihr überhaupt was ihr da angerichtet habt?“

„Mein Gott! Kein Drama! Oder hast du uns etwa verpöffen?“, meint Flo.

„Noch nicht! Und noch habt ihr eine Wahl. Entweder ihr geht jetzt hin und sagt das ihr es wart, oder ich tue es! Und zwar jetzt und sofort!“

„Hey, was glaubst du wer du bist? Meinst du, wir haben Lust wegen dir von der Schule zu fliegen?“ „Lea! Was ist los mit dir? Was bist du nur für eine Ratte, das du uns verrätst!“, wütend redeten die Vier auf mich ein.

*„Das habt ihr euch doch alles selber eingebrockt! Und wenn ihr jetzt freiwillig zu Frau Engel geht, brauch ich euch auch nicht verraten?“*

Mein Bruder hat die ganze Zeit stumm daneben gestanden.

*„Lea! Wovon redest Du?“*, fragt er mich nun verwirrt.

*„Wovon ich rede? Frag doch mal deine Kumpel!“*

*„Wie meinst Du das?“*

*„Das können dir deine Freunde später noch erklären. Jetzt müssen Sie erst mal mit mir zu Frau Engel kommen. Und zwar zur Beichte!“*

### **Begüm Kavuncuoglu, 9.3**

## Entscheidung

Ich möchte euch eine Geschichte erzählen.

Meine Geschichte.

Mein Name ist Anabel und ich bin 16 Jahre alt und das wird auch immer so bleiben. Denn ich bin in einer Zwischenwelt gefangen. Das heißt, ich werde nicht älter. Hier vergeht die Zeit zwar genauso schnell wie bei euch, aber das wirkt sich nicht an meinem Körper aus!

Wie das alles passiert ist? Keine Ahnung! Das wüsste ich auch gern. Ich hatte eigentlich etwas anderes geplant. Die Bedingungen waren damals perfekt um meinen Plan durchzusetzen aber es sollte wohl nicht so sein.

Erstmals kam mir die Idee für diesen Plan als ich 12 war. Damals starb meine kleine Schwester. Dadurch ging es mir unglaublich schlecht. Es war ein grausamer Tod, den sie nicht verdient hatte. Ich gab mir damals die Schuld an ihrem Tod. Ich dachte, wenn ich mehr Zeit mit ihr verbracht hätte, wäre das alles nie passiert. Ich hätte mit ihr gespielt und sie wäre nie allein auf die Straße gelaufen um ihren Ball zu holen. Wäre ich bei ihr gewesen, hätte ich ihren Ball geholt und dieser LKW hätte sie niemals erfasst, sondern mich. Dann wäre ich tot und nicht sie. Dieser Fehler hat mein Leben schrecklich verändert.

Nach dem Tod meiner Schwester litt meine Mutter unter starken Depressionen und war ständig in Behandlung. Ich konnte kaum noch Zeit mit ihr verbringen. So verstärkte sich die Beziehung zu meinem Vater und meinen Großeltern, die von dem Zeitpunkt an sehr unterstützten.

Trotz der ganzen Unterstützung fing ich an, an meinem Plan zu arbeiten. Ein Jahr später nahm meine Mutter sich ihr Leben!

Nach all dem was uns passiert war, hätte sie zu mir und meinen Vater halten müssen. Aber das tat sie nicht. Sie ließ uns im Stich, gerade dann als wir sie am meisten brauchten, ging sie einfach und bereitete uns noch mehr Schmerzen. Ich hätte nie gedacht, dass eine Mutter so egoistisch sein könnte. Aber sie war es.

Am Tage ihrer Beerdigung bestätigte sich mein Gedanke meinen Plan eines Tages wirklich durch zu ziehen, wenn der richtige Moment kommt. Wenn mein Vater wieder glücklich sein könnte!

Viel Zeit verging und jeden Tag dachte ich an meinen Plan, den ich in der Zwischenzeit „Emma“ genannt hatte, „Emma“, wie meine Schwester, weil es der Plan war um wieder zu meiner Schwester zu finden. Der Plan eines glücklichen Todes.

Ich hatte schon lange an Emma gearbeitet und es war beinahe perfekt. Es fehlte nur noch ein guter ein guter Zeitpunkt ihn durchzuführen. Ich wollte noch warten, bis mein Vater auf

andere Gedanken kam, ich wollte dass er wieder einen routinierten Alltag hat, das er glücklich ist. Damit er jemanden hat, der ihn unterstützt. Nicht wie meine Mutter, die einfach gegangen ist, weil sie zu schwach war oder glaubte es gewesen zu sein.

Und es dauerte nicht lange, da lernte mein Vater eine Frau kennen. Ich wusste, dass er nicht an eine Beziehung dachte, aber ich schon. Ich mochte sie. Sie kümmerte sich um mich. Sie hörte mir zu. Sie gab mir Ratschläge gegen Liebeskummer und ich wusste von Anfang an, dass sie meinen Vater mochte. Damals habe ich sehr lange gebraucht meinen Vater zu überreden, Ellie zu einem Date einzuladen. Ich wusste, dass Ellie ihm gut tun würde und hoffte dass er einsehen würde, dass sie das war was er brauchte und dass er nicht um meine Mutter trauern musste. Nicht mehr, denn sie hatte uns im Stich gelassen. Sie ist einfach gegangen.

Nach ihrem ersten Date dauerte es nicht mehr lange und man merkte richtig, wie gut Ellie meinem Vater tat. Nach einigen Wochen zog sie bei uns ein. Es war toll, meinen Vater so glücklich zu sehen. Und eigentlich war das der Moment auf den ich so lange gewartet hatte, aber da war dieser Junge, sein Name war Max. Ich glaube ich hatte mich in ihn verliebt. Er war damals unheimlich nett zu mir, er mochte mich und mochte ihn. Ich war hin und her gerissen. Ich musste mich entscheiden Emma oder Max. Ich hatte 3 Jahre darauf gewartet Emma wieder zu sehen. Aber andererseits war Max vielleicht das was ich brauchte. Ich wusste es nicht. Nach langem Überlegen, hatte ich mich entschieden noch eine Weile mein Glück mit Max auszukosten. Obwohl ich manchmal ein schlechtes Gewissen hatte wegen Emma, war die Zeit mit Max wunderschön, wir machten so viele lustige Sachen zusammen. Wir gingen ins Kino, Schlittschuhfahren und machten viele andere Sachen. Aber ich wusste, dass das alles irgendwann ein Ende haben würde und das bald. Ich hatte schon so viel Zeit mit Max verbracht, jetzt war Emma an der Reihe. Jedoch gab es immer noch eine Sache, die mich beschäftigte und zwar die Tatsache, dass wenn ich gehen würde, dass dies Max unglaublich machen würde. Vielleicht würde er sich sogar die Schuld geben, wie ich damals auch. Mir war klar, ich musste dafür sorgen, dass Max nichts mit mir zu tun haben wollte. So schwer mir das auch fallen würde. Ich musste dafür sorgen, dass er keinerlei Bindung mehr zu mir empfand. Also fing ich an bei jeder Kleinigkeit einen Streit zu provozieren. Ich tat so als ob ich Eifersüchtig sei, und dass auf jeden und alles. Sei es eine Schwester, sein Hund, oder auch nur seine Schullektüre. Nach zwei Wochen dachte ich echt, das klappt nicht mehr, er liebte mich wirklich. Doch ich versuchte es weiter. Nach einer weiteren Woche explodierte er förmlich. Er schrie und warf mit Sachen um sich, so hatte ich ihn noch nie gesehen. Es war echt heftig. Er sagte; er kann nicht fassen, dass er so viel Zeit für ein Biest wie mich vergeudet hat. Dass er nicht glauben kann, dass er dachte dass ich seine Wahre Liebe sei. Es war ein schrecklicher Tag. Obwohl ich es selbst so wollte. Ich wusste dass es das Beste für Ihn war, verletzt es mich trotzdem unglaublich. Aber ich musste es tun. Nach dem das getan war, verbrachte ich noch einen letzten langen Abend mit Dad und Emmie. Wir hatten viel Spaß und hatten haben so viel gelacht. Jedes Mal wenn ich meinen Vater in die Augen sah versetzte mir etwas einen Stich ins Herz. Es war so ein grauenvolles Gefühl. Am Sonntag war es dann endlich soweit. Ich zog das Kleid an, welches Emma damals mit Begeisterung für mich ausgesucht hatte. Es weckte viele Erinnerungen in mir. Ich stieg auf mein Fahrrad und fuhr zur alten Milchfabrik raus. Es war ein wundervoller Tag, die Sonne schien und es wehte ein leichter Wind. Der Weg auf2s Dach der Fabrik bereitete mir komischerweise sehr viel Freude.

Der Ausblick von dort oben war so faszinierend, man konnte die ganze Ortschaft sehen.

Als ich mich der Dachkante näherte, dachte ich für einen ganz kurzen Moment das dies vielleicht nicht die Lösung war. Aber dieser Gedanke verflog sehr schnell wieder. Ich ging immer näher an die Kante ran. Ich dachte noch eine Weile über die Geschehnisse der letzten Wochen, Monate und Jahre nach. Ich dachte mir: dass, im Großen und Ganzen mein Vater



mir eine für die Umstände entsprechend gute Zeit geschenkt hat. Er hat immer alles für mich getan.

Die Zeit war gekommen, ich sah auf den Boden, es waren sicher 20 oder sogar 30 Meter bis nach unten. Der Schotter auf dem Boden war mir sehr unsympathisch. Ich stellte mir vor, dass alles aus Wasser war. Ich schloss meine Augen und ließ mich einfach fallen. Der freie Fall war so ein schönes Gefühl, es befreite mich von all meinen Sorgen. Es sollte mich zu meinem lang ersehnten Ziel bringen. Aber das war nicht der Fall. Jetzt bin ich zwar tot aber noch immer nicht bei Emma. Hier laufen ein paar komische Leute rum und von denen hab ich mir sagen lassen, dass dies hier eine Art Zwischenwelt ist. Es ist ein riesen großer Weißer Raum mit viel zu vielen Türen. Alle die hier sind haben wohl noch etwas zu klären. Ich weiß nicht wie lange ich hier bin, aber es kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Ich denke es sind ungefähr zwei Monate und ich weiß immer noch nicht was ich hier soll. Aber langsam überkommt mich das Gefühl, das es mit meiner Mutter zu tun hat. Ich glaube ich muss Ihr alle ihre Fehler verzeihen. Aber das kann ich nicht. Dafür ist zu viel passiert. Wenn ich es jedoch nicht tue, werde ich Emma nie sehen und es wird alles umsonst gewesen sein. Also werd` ich es tun. Ich werde ihr verzeihen, ihr ging es auch schlecht so wie mir, ich weiß es war auch für sie sehr schwer und ich habe vielleicht zu viel von ihr verlangt.

Ich werde ihr verzeihen.

Aus Liebe zu Emma.

**Laura-Aileen Schneider, 8.1**

### **Macht oder Wahrheit**

Dunkel war`s und tiefe Nacht,  
als plötzlich der Funke das Leben hervorgebracht.  
Sein Weg sich bahnt durch Raum und Zeit  
bis hin in unsere Zeit.

Begleitet uns auf Schritt und Tritt  
Will selbst nichts,  
vielleicht sich selber nur erleben,  
wer weiß?

Der Mensch muss nun entscheiden, \*  
was wird es bringen dieses Ringen?

Zu wessen Gunsten wird entschieden?  
Für Mensch, Natur und unsere Tiere?

Wohl kaum, man kennt ja dieses hin und her,  
doch unterm Strich ist alles leer.

Entscheidungen die keine sind,  
wem nützen sie

Sind`s eigene Interessen gar?

Die Wälder und die Wiesen sterben,  
auch wir und alles um uns rum  
Natur zerstören das ist dumm.

Dämon Atom, erbarmungslos, wird er gespalten,  
lasst ihn in Ruh.

Respekt und Anstand sind nur Worte.

Das Leben ein Mysterium will ganz alleine sich entfalten,  
doch Menschen lernen nur aus Fehlern,  
werft Bomben und Raketen nieder  
zerstört die Erde immer wieder  
dann habt ihr endlich das erreicht  
wo dann sogar der Himmel weint.

Was gibt es da den noch zu zaudern,  
Japan zittert vor dem Aus,  
das Grauen lauert auf uns Alle,  
entscheidet wahrhaft, sonst ist's aus.

*Die Jury sprach Laura-Aileen Schneider für ihr Gedicht den 3.Preis der 7. und 8.Klassenstufe zu. Hier ihre Würdigung:*

*Laura Eileen Schneider mahnt in ihrem Gedicht „Macht oder Wahrheit“ die Menschen, endlich zu erkennen, dass sie kurz davor sind, die Schöpfung, der auch sie ihre Existenz verdanken, durch den hemmungslosen Gebrauch von Vernichtungstechnik zu vernichten.*

### **Carla Hermanussen, 7.3**

## **Erzähl mir was vom Leben nach dem Tod**

Es war kalt. Es hatte die ganze Nacht geschneit und die Straßen sahen aus, als wäre ein Bäcker in Versuchung geraten, die ganze Stadt mit Puderzucker zu überziehen.

Jener Morgen kam mir vor wie einer der schönsten in meinem Leben, doch an diesem Morgen hatte ich erfahren, dass es einer meiner letzten sein würde. Ich war mit einem Herzfehler auf die Welt gekommen. Meine Eltern hatten dafür gesorgt, dass ich jede Woche ins Krankenhaus zur Untersuchung ging und meine Medikamente nahm. Ich hatte mich nach einer Zeit daran gewöhnt und war damit klar gekommen.

Doch an diesem Morgen kurz nach der letzten Untersuchung hatte ein Arzt aus der Charité angerufen. Meine Mutter war blass geworden und hatte angefangen zu weinen. Mein Vater war zu ihr gegangen und hatte sie verzweifelt angeschrien und gefragt was los war. Nach

einer Zeit hatte ich es dann auch mitbekommen. Irgendwas war mit meinem Herz los, ich wusste nur noch nicht was. Ich hörte weiter zu und dann wusste ich es, mein Herz würde bald aufhören zu pumpen. Die Ärzte hatten schon früher vor so etwas gewarnt, das wusste ich, aber es schien mir immer ganz normal und gehörte irgendwie dazu und wir alle wussten, auch die Ärzte, man hätte nichts machen können.

Jetzt war es soweit und der Tag war gekommen, an dem ich wieder in die Klinik ging und die beunruhigenden Ergebnisse der letzten Untersuchung überprüfen wollten. Es war der Tag, an dem sich entscheiden würde, ob man mir helfen konnte oder nicht. Meine Eltern und mein Bruder Tim saßen im Wartezimmer, ich setzte mich schweigend zu ihnen. Die ganze Zeit sagte keiner etwas. Es war, als würden für kurze Zeit alle in der Charité mit der Arbeit aufhören und im Verborgenen lauschen, was passiert.

Dies waren die Minuten, die am schlimmsten waren. Die Minuten, in denen man ständig zur Tür schaute und hoffte, dass der Arzt raus kam und einem freudig mitteilte, dass es einem besser ging. Doch als er zu uns kam, war sein Gesicht ernster als sonst. Er bat uns in sein Büro. Meine Eltern und ich nahmen Platz. Tim setzte sich mit ein paar Bauklötzern auf den Fußboden.

Der Blick meiner Mutter war glasig und mein Vater war bleich. „Lange wird ihr Herz nicht mehr mitmachen. Auch eine Herztransplantation würde in diesem Fall nicht helfen. Hier hilft nur abwarten“, sagte der Arzt mit langsamer Stimme.

Meine Mutter fing an zu weinen und mein Vater legte ihr den Arm um die Schultern.

„Wie lange habe ich noch?“, fragte ich und merkte, dass meine Stimme etwas zitterig klang. Der Arzt sah mich traurig an. „Wenn es hoch kommt noch einen Monat.“ Ich erschrak. Ich hatte mit ein paar Jahren gerechnet, aber mit so wenig Zeit?

Auf dem Weg nachhause sagte niemand was. Meine Mutter hielt mich die ganze Zeit im Arm und mein Vater streichelte mir immer wieder über den Kopf. „Wir schaffen das schon, mein Engel, wir schaffen das“, murmelte meine Mutter die ganze Zeit.

Zuhause angekommen war es für uns alle, glaube ich, wie nach einem langen Urlaub, die Wohnung schien irgendwie fremd. Ich musste mich auch erst mal setzen. Wir saßen den ganzen Abend nur da, meine Mutter umarmte mich und auch mein Vater wich nicht von meiner Seite.

Nachts wachte ich plötzlich auf. Mir kam eine Idee, wie ich meine letzten Tage genießen konnte. Ich holte ein Stück Papier und einen Stift und fing an, eine Liste zu schreiben. Eine Liste mit den Dingen, die ich noch tun musste, bevor – naja, nun war es ja raus, bevor ich starb. Mein erster Punkt war, ein Testament schreiben:

Meinen Hasen Elli sollte meine beste Freundin Sina bekommen. Genauso wie auch meine sämtlichen Bücher. Die Fotoalben, die ich sorgfältig geführt hatte von jedem Urlaub, sollten meine Eltern bekommen. Mein Stofftier Bärchen Schluffi, sollte mein Bruder Tim bekommen, er würde am besten darauf aufpassen. Ich musste anfangen zu weinen, als ich mein Testament schrieb. Dicke Tränen rollten mir übers Gesicht und platschten auf das Papier.

In Filmen hatte man so etwas oft gesehen, aber dass ich das wirklich mal selbst machen würde, hätte ich nie gedacht. Das Testament versteckte ich in meiner kleinen Schatztruhe

unter meinem Bett. Dort bewahrte ich alle meine Erinnerungen auf. Ich setzte mich auf mein Bett und sah mir die Sachen an.

Da waren Fotos von der Klassenfahrt in der 5. Klasse. Muscheln aus dem Zelturlaub mit Sina.

Ein Stück Gipsverband, den ich hatte, als ich mir den Arm gebrochen hatte und ein kleiner Edelstein. Den hatte mir mein Opa mal von einer seiner Fahrten mitgebracht.

Traurig stellte ich das Kästchen an seinen Platz zurück. Ich legte mich ins Bett und beschloss, gleich morgen mit der Verwirklichung meiner Liste anzufangen.

## 1.Tag

Ich wachte davon auf, dass jemand in meinem Zimmer war. Ich öffnete langsam die Augen. Vor mir stand mein kleiner Bruder im Schlafanzug und schaute mich aus großen Augen an: „Darf ich zu dir, Miri?“ Ich rutschte ein Stück und er kroch unter meine Decke. Es war schön, die Nähe von Tim zu spüren - irgendwie beruhigend. Womit ich nicht gerechnet hatte war, dass Timm sofort einschlief und ich wohl auch. Nachdem wir noch zwei Stunden geschlafen hatten, kamen meine Eltern herein und setzten sich zu uns an die Bettkante. Sie hatten Frühstück mitgebracht. Auf einem Tablett waren Brötchen, Eier, Kakao, Schinken, Marmelade und viele andere Leckereien. Nach dem Frühstück nahm ich erst mal warmes Bad und überlegte, was ich als erstes tun würde von der Liste, die noch gar nicht fertig war.

Ich beschloss, da Samstag war, heute einen richtig ausgelasteten Tag zu machen.

Ich rief meine Freundin Sina an und fragte sie, ob wir zusammen etwas unternehmen wollten. Ich wusste auch schon was. Ich wollte einmal in einen richtigen Club.

Sina fragte mich ungläubig, was ich da wolle. Da fiel mir ein, dass sie es noch nicht wusste. Ich wollte aber auch nicht, dass sie es erfuhr. Sie würde sich zu große Sorgen machen. Ich antwortete nur einfach, dass ich mit ihr etwas Lustiges unternehmen wollte. Sina war einverstanden und wir verabredeten uns abends, eigentlich ja schon nachts um halb elf, unten vor meiner Haustür. Meine Eltern würden mir nie erlauben, in einen Club zu gehen, also musste ich mich raus schleichen. Das machte die ganze Sache nur noch spannender. Doch jetzt zog ich mich erst mal an und rutschte das Geländer der Treppe herunter, die in den ersten Stock unseres Hauses führte. Mein Vater hatte das nie gewollt, aber er sagte jetzt nichts. Mir war danach, etwas richtig Durchgeknalltes zu machen. Ich drehte das Radio auf und fing an zu tanzen. Ich grinste nur breit, als meine Eltern mich erstaunt anstarrten. An diesem Tag wollte ich einfach nicht daran denken, dass ich nicht mehr so lange hatte. Meinem Bruder gefiel das und er tanzte mit. Zusammen rockten wir durch die Küche. Als das Lied zu Ende war und der Radiosprecher wieder anfing zu reden, waren wir total aus der Puste und setzten wir uns erst mal hin. Meine Eltern setzten sich zu uns und sahen mich irritiert an. Ich fragte sie: „Wie wäre es, wenn wir heute alle zusammen auf den Spielplatz gehen und uns einen so richtig lustigen Tag machen. Mein Bruder schrie begeistert, ich lachte und sah meine Eltern bittend an. Meine Mutter lächelte ein wenig und nickte. Mein Bruder und ich jubelten und zogen uns Jacke und Schuhe an. Auf dem Weg zum Spielplatz bewarfen mein Bruder und ich uns mit Laub und lachten. Meine Eltern gingen nur schweigend hinter uns her. Ich ging zu ihnen und fragte: „Können wir das nicht mal vergessen? Ich will noch mal richtig Spaß

haben. Mit euch allen.“ Mein Vater bückte sich und bewarf mich mit einem ganzen Arm voll Laub. Ich quietschte und warf zurück. Die Leute schauten uns irritiert an, doch das war mir egal. Auch meine Mutter nahm eine Handvoll Laub (ich glaube, sie hatte so etwas vorher noch nie getan) und warf nach uns. Wir lachten. Ich wusste, dass meine Eltern eigentlich gar nicht in Stimmung waren für so etwas, aber sie wollten mir einen Gefallen tun und das gefiel mir. Auf dem Spielplatz spielten wir alle zusammen fangen. Ich war schnell aus der Puste, aber es war furchtbar lustig. Danach gingen wir in mein Lieblingscafé und tranken eine heiße Schokolade. Wieder zuhause setzten sich mein Bruder und ich in Decken gehüllt vor den Fernseher und schauten irgendeinen Kinderfilm.

Mein Bruder lachte sich halb schlapp und ich war so glücklich, sein Lachen zu hören. Dann brachte ich ihn ins Bett und las ihm eine Geschichte vor, danach setzte ich mich zu meinen Eltern in die Küche und wir spielten ein Spiel.

Um neun Uhr abends ging ich dann in mein Zimmer. Doch anstatt mich bettfertig zu machen, schminkte ich mich, zog mein kürzestes Kleid an und Schuhe von Mama. Dann machte ich das Licht aus, legte ich mich ins Bett und als Mama und Papa mir beide einen Gutenachtkuss gegeben hatten und ich sicher war, dass auch sie im Bett waren, stieg ich aus dem Fenster und kletterte an dem kleinen Baum vor meinem Fenster herunter. Das war wie ich merkte ziemlich anstrengend und auch gar nicht so leicht mit den hohen Schuhen und dem engen Kleid. Vor der Haustür wartete schon Sina auf mich. Sie sah auch nicht schlecht aus.

Sie kicherte, als sie mich in den hohen Schuhen laufen sah. Wir hakten uns ein, damit wir nicht hinfielen. Wir hatten uns so geschminkt, dass wir älter aussahen, wenn wir sagen würden, dass wir erst 14 waren, würden sie uns in den Club nicht reinlassen, ab 16 durfte man. An der Kasse zeigten wir unsere Gesichter so wenig wie möglich und wichen den Blicken der Leute aus. Sie ließen uns herein. Wir lachten überrascht, als wir drin waren. Wir tanzten voll ab zur Musik. Bald kamen ein paar ältere Jungs und wollten mit uns tanzen. Wir lachten und gingen mit ihnen auf die Tanzfläche.

Um vier Uhr früh waren wir so fertig, dass wir beschlossen, nachhause zu gehen. An der Kreuzung der Straßen, in der ich wohnte und ihrer, trennten sich unsere Wege und wir verabredeten, uns am nächsten Morgen wieder zu sehen. Ich stolperte die Straße lang, zog die Schuhe aus und rannte über den feuchten Asphalt. Ich war so glücklich, dass ich zu schreien anfang. Ich lachte und drehte mich im Kreis. Vor unserer Haustür war ich so aus der Puste, dass ich nur noch japsend und leise lachend meinen Schlüssel raussuchte und vorsichtig, damit ich nur niemanden weckte, die Tür aufschloss. Oben in meinem Zimmer schminkte ich mich - fast schon halb im Traum - ab und ging dann ins Bett.

Das war ein guter Anfang gewesen, morgen würde ich einen neuen tollen Tag beginnen. Doch jetzt schlief ich erst mal.

2. Tag:

Ich wachte erst um 12.00 Uhr auf. Meine Füße taten weh und mir war etwas schlecht, aber

ich stand auf. Unten warteten meine Eltern mit dem Frühstück, zu meiner Überraschung war auch Sina da.

Ich fiel ihr um den Hals und wir beide mussten unglaublich anfangen zu lachen. Meine Eltern sahen sich - und uns - verständnislos an, das machte das Ganze nur noch lustiger. Ich frühstückte mit Sina, dann gingen wir hoch in mein Zimmer, setzten uns auf mein Bett, lachten und erzählten, wie es gestern noch gewesen war. „Bei mir war es der Horror, glaub mir! Als ich dir Tür geöffnet habe, kam mir meine Mutter entgegen gelaufen!“ erzählte Sina mit einem Grinsen.

„Sie hat gekreischt, wo ich gewesen sei. Sie hätte sich ja solche Sorgen gemacht und so weiter, du kennst sie ja. Ich musste ziemlich schnell irgendwas erfinden, also habe ich einfach erzählt, ich hätte auf die Toilette gemusst und die Klospülung hätte nicht funktioniert, war natürlich nicht sehr schlau.“

Ich prustete los vor Lachen. „das hat sie dir geglaubt?“, fragte ich ungläubig. „Ne natürlich nicht“ lachte Sina. „Sie meinte: und warum bist du dann geschminkt und steckst in einem Cocktailkleid? Ich habe so ernst wie möglich gesagt: Ich habe mich gestern geschminkt und verkleidet und war dann zu müde, um mich noch umzuziehen. Sie hat nichts mehr gesagt, mich ins Bett geschickt und gemeint, „darüber reden wir noch.“ Und heute morgen bin ich gleich zu dir, sie hatte also gar keine Gelegenheit, mit mir darüber zu reden.“ Ich lachte und erzählte, wie es bei mir gewesen war. Danach drehten wir die Musik auf und fingen an zu tanzen. Genau wie gestern.

Als unser Lieblingslied kam, sangen wir lautstark mit. Dann holte Sina einen Kalender raus und sagte: „Hier kannst du die Tage abkreuzen, wie lange es noch ist, bis wir zusammen zu deiner Oma fahren. Nur noch einen Monat, Miri! Das wird der beste Urlaub.“ Ich wurde traurig. Wie sie das so sagte: „nur noch einen Monat“. Mir stiegen die Tränen in die Augen. „Was ist denn, Miri?“ fragte mich Sina besorgt. „Nichts“ sagte ich mit zitternder Stimme. Dann fing ich einfach an zu weinen. Ich fiel Sina um den Hals und sie drückte mich. „Ich werde bald sterben, Sina!“ sagte ich weinend. Sie schluckte und flüsterte dann: „Ich weiß, Miri! Deine Mutter hat mir alles erzählt. Ich wollte es doch auch nicht wahr haben!“ Jetzt fing auch sie an zu weinen.

Wir saßen nur so da, weinten und hielten uns ganz fest. Dann legten wir uns in mein Bett, kuschelten uns aneinander und schliefen ein. Wir wachten nachmittags so gegen fünf wieder auf, lagen nur so da, sagten nichts. Hielten uns einfach nur gegenseitig fest. Ich war zeitweilig ein wenig abwesend, dann kam mir ein plötzlich ein Gedanke und ich flüsterte:

„Sina, erzähl mir was vom Leben nach dem Tod.“ Sie schaute mich an, sagte eine kleine Weile nichts und lächelte, „Also im Leben nach dem Tod,...“, fing sie an. Ich hörte gespannt zu „dort ist alles wunderschön. Man kann das Leben führen, von dem man schon immer geträumt hat. Es gibt keine Krankheiten und es herrscht immer das Wetter, was man sich gerade wünscht. Wenn du es warm haben willst, scheint die Sonne und lacht dich an. Wenn du Lust hast, im Regen zu tanzen, dann wird es regnen.“ Ich fand es schön, was Sina erzählte. „Und was ist mit Freunden?“ fragte ich sie. „Dort oben versteht sich jeder mit jedem gut und alle sind deine Freunde - und früher oder später kommen ja alle deine jetzigen Freunde nach.“ Ich lächelte. „Ich werde auf dich warten, bis du kommst.“ sagte ich. Wir mussten beide ein bisschen lachen bei der Vorstellung, doch irgendwie war es doch auch sehr traurig.

Meine Mutter kam rein und meinte: „Wir wollen etwas essen gehen bei der Pizzeria gegenüber, möchtest du mitkommen, Sina?“ Sina nickte. Tim fiel mir um den Hals, als wir uns die Schuhe anzogen. „Wo warst du? War sooo langweilig heute ohne dich.“ Sina und ich mussten erleichtert anfangen zu lachen. „Das hat er noch nie gesagt, seitdem ich ihn kenne.“ sagte Sina kichernd. „Du kennst ihn doch schon, seit er geboren ist“ sagte ich. „Ja eben! Das hat er in den ganzen vier Jahren noch nicht gesagt.“ Ich musste lachen.

In der Pizzeria bestellten wir 5 verschiedene Pizzen und jeder aß von jedem. Das war eine ziemliche Schweinerei, besonders bei Tim, aber lustig. Danach gingen wir nachhause. Auf dem Heimweg hatten Sina und ich uns eingehakt und ich hatte Tim auf dem Arm. Das war anstrengend, aber ich wollte es unbedingt. Tim schlief auf meinem Arm ein. Zuhause legte ich ihn in sein Bett und zog ihm seine Jacke und die Schuhe aus. Zähne putzen könne er heute mal sparen, meinte Mama. Sina beschloss, bei mir zu übernachten. Ich war sehr müde, daher gingen wir bald ins Bett. Kurz bevor wir einschliefen sagte Sina noch: „Das war ein sehr schöner Tag, Miri!“

### 3. Tag

Morgens wachte ich mit einem mulmigen Gefühl im Bauch auf. Mir war schlecht und ich fühlte mich schwach, wie häufiger in letzter Zeit. Meine Mutter kam ins Zimmer, um uns Frühstück zu bringen.

Ich lag in meinem Bett ohne mich zu bewegen und guckte an die Decke, Sina beugte sich besorgt über mich. Meine Mutter kam sofort zu mir und als sie mich sah, holte sie sofort meinen Vater, der genauso besorgt drein blickte. Ich zog mich langsam an, es dauerte länger als sonst, dann trug mich mein Vater zum Auto. Sina kam mit, als wir ins Krankenhaus fuhren. Der Arzt empfing uns sofort und nahm uns alle mit in den Behandlungsraum. Das Ultraschallgerät kannte ich schon, damit konnten wir alle sehen, wie es meinem Herzen ging. Der Arzt erklärte uns ruhig, was wir sahen, er war aber auch besorgt, das konnte ich genau hören: „Die Situation hat sich keineswegs gebessert. Ich muss leider sagen, sie hat sich ziemlich rasant verschlechtert.“

Meine Mutter hielt beide Hände vor ihrem Mund und schüttelte immer wieder den Kopf. Mein Vater hörte mit angehaltenem Atem zu. Sina saß neben mir und streichelte mir immer wieder über den Kopf.

Nach dem Besuch im Krankenhaus war die Stimmung von uns allen natürlich nicht gerade toll. Ich hatte das Gefühl, immer noch nicht richtig wach zu sein. Ich zuckte ein wenig zusammen, als Sinas Mutter auf dem Handy anrief an und wollte, das Sina erst mal nachhause kam. Wir verabschiedeten uns und sie versprach, so schnell wie möglich wieder zu kommen. Zuhause legte ich mich hin. Ich war seltsam müde und in meinem Kopf schwirrte irgendwas herum, schlafen konnte ich nicht. Ich rollte mich hin und her und überlegte. Was genau, wusste ich zunächst nicht so sicher.

Je länger ich dalag, wurde der Gedanke immer stärker, dass mein Restleben keinen Sinn mehr hatte. Wenn ich sowieso nur noch im Bett liegen würde und es mir schlecht ging, warum sollte ich dann nicht die ganze Geschichte sofort beenden?

Mir war klar, dass ich schlecht von einem Hochhaus springen konnte, so schlapp, wie ich mich fühlte, würde ich kaum den Weg dahin schaffen. Dann fiel mir ein, dass es in unserer Gegend auch gar keine Hochhäuser gab. Würde ich bei uns aus dem Fenster springen, war es nicht gewiss, dass ich wirklich dabei umkam. Ich kam mir selber ziemlich blöd vor, als ich diese Gedanken dachte. Früher hatte ich immer, wenn in den Nachrichten von einem Selbstmord berichtet wurde, geschimpft, dass niemand diese Menschen lieb gehabt hatte, sodass es zu diesem Unglück kommen musste.

Doch jetzt wusste ich plötzlich, wie sich diese Leute fühlten. Sie wurden geliebt und genau deswegen mussten sie sich umbringen. Es war doch auch besser für meine Eltern, jetzt wäre das alles schnell vorbei und sie könnten ein ganz normales Leben führen wie alle anderen auch. Mit einem kleinen Sohn. Und vielleicht würden sie ja sogar noch ein kleines Kind bekommen.

Dann wären sie wieder eine ganz normale Familie. Ich wusste, dass das nicht so einfach gehen würde, sie würden um mich weinen, mein Grab besuchen, es pflegen und Blumen darauf legen. Sie wären sehr traurig. Genau das machte auch mich so traurig, ich hatte meine Eltern lieb und ich wollte nicht, dass sie traurig waren. Doch ich entschied, dass es trotzdem die beste Lösung war, das Ganze jetzt sofort zu beenden. Ich überlegte mir einen Plan. Ich muss zugeben, dass er ziemlich abstrus war und ich mir nicht sicher war, ob er funktionieren würde.

Ich ging den Plan in meinem Kopf noch einmal durch, dann machte ich mich bereit, schrie einmal kurz auf und fing an zu weinen. Natürlich gab ich mir Mühe, damit das Ganze so echt wie möglich wirkte. Meine Eltern kamen sofort in mein Zimmer gestürmt, ich zeigte mit verzerrtem Gesicht auf meinen Bauch. Sofort wurde ich wieder ins Auto verfrachtet und mein Vater raste mit mir und Mama zum Krankenhaus. Tim war im Kinderladen, bis zum Abholen hatten sie noch Zeit.

Ich hatte nicht gedacht, dass diese erste Phase meines Plans so schnell gehen würde. Ich wurde sehr traurig, denn ich wusste, dass dies der größte Liebesbeweis war. Sie taten sich diesen Stress an, weil es ihrer Tochter schlecht ging. Sie gingen nicht mehr zur Arbeit, schauten abends keine Filme mehr und machten alles möglich für meine letzten schönen Tage. Ich wollte nicht, dass sie noch mehr gestresst werden, also beschloss ich, jetzt diesen Plan durch zu ziehen.

Im Krankenhaus angekommen, wurden wir wieder sofort in den Untersuchungsraum gebracht. Meine Mutter erklärte dem Arzt hektisch, was geschehen war und warum wir da waren. Auf dem Ultraschallgerät entdeckte er nichts Neues, beschloss aber, mich über Nacht zur Beobachtung dort zu behalten. Perfekt! Mein Plan hatte bis hierher geklappt. Ich versicherte meinen Eltern, dass sie ruhig nachhause fahren könnten, denn ich wäre hier ja bestens aufgehoben. Ich bekam ein eigenes Zimmer und der Arzt versprach mir, dass er morgen früh nach mir schauen würde. Ich lächelte und er ging.

Als ich keine Schritte mehr hörte, machte ich mich ans Werk. Langsam stand ich auf und schlich zur Tür. Ich machte sie ein kleines Stück auf und lugte durch den Spalt nach draußen. Es war niemand da. Ich fühlte mich wie in einer Detektivgeschichte. Es war irgendwie seltsam, das Ganze tatsächlich durch zu ziehen. Ich hatte mir oft vorgestellt, wie es sein würde zu sterben und was ich noch machen würde davor. Doch da war das alles nur Spaß gewesen, jetzt hatte ich keine Ahnung mehr, was richtig oder was falsch war.



Ich schlich den Flur entlang, bis ich an einer Tür vorbei kam, an der 'Apotheke' stand. Ich drückte die Klinke runter und, wie ich jetzt merkte zu meiner Überraschung ging die Tür sogar auf. Sie quietschte leise, als ich sie aufstieß. Das Licht war nicht eingeschaltet, aber draußen war es noch nicht ganz dunkel. Vorsichtig lugte ich hinein, ob jemand drinnen war, doch ich konnte niemanden sehen. Ich ging einfach zu dem ersten Schrank, den ich sah. Auch dessen Tür war offen. Dort drin fand ich auch schon das Medikament, das ich gesucht hatte. Genau dieses hatte ich immer nehmen müssen, als alles noch ganz normal gewesen war. Ich erinnerte mich sehr gut, dass es immer sehr wichtig war, die Tabletten pünktlich und auf keinen Fall zu viele zu nehmen. Ich nahm zwei volle Päckchen heraus und steckte sie in meine Tasche.

Da hörte eine Stimme, die mir bekannt vorkam. Scheiße! Das war jetzt der falsche Moment meinen Arzt zu treffen. Was, wenn er schon bemerkt hatte, dass ich nicht mehr in meinem Zimmer war. Da entdeckte ich einen kleinen Medizinwagen. Ich überlegte, hinein zu steigen, doch da hätte ich niemals reingepasst. Also versteckte ich mich hinter dem Wagen. „Frau Mayer braucht unbedingt heute noch mal ihr Medikament. Die Arme hat doch so furchtbare Schmerzen. Und dazu ist sie auch schon etwas älter.“ ertönte die Stimme meines Arztes. Wie hieß er noch gleich? Ach ja Herr Lader. Eine andere Stimme lachte ein wenig. „Ach Mensch Freddy, du sollst dich doch nicht so lustig machen über deine Patienten.“ Ich musste fast kichern. Der Arzt, der mich behandelte, hieß Freddy. Was für ein Zufall. Genauso wie mein erster Freund in der 3. Klasse.

Doch dann machte ich mir wieder klar, dass ich hier so schnell wie möglich raus musste. Ich hatte das Gefühl, dass die beiden sich umgedreht hatten, auf jeden Fall wurden ihre Stimmen etwas undeutlich. Ich wollte mich gerade herausschleichen, als die hässlichen weißen Schuhe von Freddy vor mir auftauchten. Ich musste mich selbst ermahnen. Für mich hieß er immer noch Herr Lader, Dr. Lader, würde meine Mutter mich jetzt verbessern. Diese Gedanken waren wirklich komisch, wie ich so hinter dem Wagen hockte. Er beugte sich runter. Hatte er mich gesehen? Er öffnete aber nur die Tür des Medizinschränkchens und holte irgendwas raus, blieb kurz vor dem Schränkchen hocken als lauschte er, erhob sich dann wieder ächzend. „Man wird ja auch nicht jünger“ sagte er, als er mit seinem Kollegen den Raum verließ. Ich atmete tief durch. Sie hatten mich nicht bemerkt. Aber hier konnte ich die Medikamente nicht einnehmen. Auch nicht in meinem Zimmer, ich hatte ja keine Ahnung, wie lange es dauert, bis die Wirkung einsetzt. Ich musste einen sichereren Platz finden. Einen, wo mich niemand sah. Mir fiel der kleine Wald hinter dem Krankenhaus ein, dort war es nachts auch noch relativ kalt. Da würde das Ganze vielleicht schneller gehen. Ich beschloss, mich später am Abend raus zu schleichen.

Ich schlich erst mal wieder zur Tür. Als ich sah, dass die Luft rein war, lief ich so leise wie ich konnte in mein Zimmer. Ich wollte jetzt nur noch so schnell wie möglich zurück in mein Zimmer. Dort suchte ich das Testament, konnte es aber nicht finden. Ich hatte es zuhause vergessen. Ich nahm mir ein Stück Papier und schrieb ein neues. Als ich fertig war, legte ich es auf mein Kopfkissen und setzte meinen Teddy Schluffi darauf. Jetzt musste ich nur noch warten, bis es dunkel wurde. Nach einer halben Stunde wurde ich ganz hibbelig, ich beschloss, jetzt schon raus zu gehen. Ich hatte ja keine Ahnung wie lange die Wirkung brauchte. Ich zog mir meine Jacke an und nahm mein Kopfkissen mit, ich wollte es ein wenig gemütlich haben. Es sollte so aussehen, als wäre ich eingeschlafen. Kurz bevor ich rausging, fiel mir etwas ein, was ich unbedingt noch auf das Testament schreiben musste. Ich nahm einen Stift und schrieb es drauf. Das war wahrscheinlich das Wichtigste von Allem:

Liebe Mama und lieber Papa!

Es ist nicht eure Schuld! Es muss sein. Das war meine Entscheidung. Und es ist die richtige!

Ihr wart die ganze Zeit die besten Eltern und ich will, dass ihr versteht, warum ich das getan habe. Ich wollte nicht, dass ihr noch mehr Stress habt. Kümmert euch bitte gut um Tim.

Ich liebe euch, Miri

Ich musste weinen, als ich das Testament wieder unter meinen Teddy schob. Ich nahm ihn hoch und drückte ihn noch mal ganz fest. Dann wischte ich mir die Tränen weg und ging zur Tür. Mit dem Kissen unter dem Arm sah ich ein wenig komisch aus, aber niemand beachtete mich. Ich lief die langen Flure lang, bis ich zum Ausgang kam. Dort rannte ich über den Parkplatz bis zu dem kleinen Wald. Und auch da rannte ich weiter. Irgendwann war ich so erschöpft, dass ich mich einfach auf das weiche und nasse Moos setzte. Mit zitternden Händen machte ich die Packungen auf und schluckte eine Tablette nach der anderen. Ich spürte noch nichts. Doch vom Laufen war ich so erschöpft, das ich mich einfach hinlegte. Ich flüsterte noch mal zum Abschluss: „Ich habe euch alle geliebt!“ Dann schloss ich die Augen.

Später...oder Tag 4, ich weiß es nicht

Es war das Weinen meines Bruders, das mich weckte. Mir war schlecht und ich fühlte mich nicht in der Lage die Augen zu öffnen. Ich war nicht da, ich war woanders, ich konnte sie nur hören, oder sie waren woanders. Eine andere Stimme sagte: „Ihr Puls wird höher. Ich glaube, sie kommt wieder zu uns.“ Ich ließ noch die Augen geschlossen. Es war so schön ruhig. Doch als ich Atem in meinem Gesicht spürte, öffnete ich langsam die Augen. Direkt über mir war mein kleiner Bruder Tim. Er grinste breit und sagte leise: „Hallo Miri! Ich hab deinen Teddy.“ Er schwenkte mit meinem Teddy über meinem Gesicht herum. Meine Mutter hob ihn runter und schaute mir aus großen Augen ins Gesicht. Auch mein Vater war plötzlich über mir. Da kam auch noch Herr Lader. Und meine Mutter. Das war zu viel. Ich schloss lieber wieder die Augen. „Nein“ rief meine Mutter erschrocken. „Sie ist noch nicht ganz da, sie ist schwach. Aber ihr Herz schlägt wieder.“ Beruhigte sie der Arzt. Meine Eltern lachten erleichtert. Ich überlegte, was ich hier machte. Da fiel es mir langsam wieder ein. Ich fragte mit schwacher Stimme: „Freddy, wieso lebe ich?“ Direkt im Augenblick danach wurde mir klar, dass ich hier gerade etwas verwechselt haben musste. Ich war mir aus irgendeinem Grund ganz sicher gewesen, dass er Freddy hieß. Und jetzt wusste ich auch plötzlich, warum ich das gedacht hatte.

„Freddy?“ fragte meine Mutter erstaunt. Herr Lader antwortete auch etwas irritiert:

„Freddy? So nennen mich nur meine Kollegen.“ Es war eine kurze Zeit ruhig. Dann sagte er: „Oh nein Miriam!“ er schüttelte mich leicht. „Miriam, warst du im Medikamentenraum? Miriam!“ ich nickte schwach. „Ich hätte es wissen müssen.“ sagte er. Ich öffnete die Augen.

Meine Eltern schauten ihn verständnislos an. „Wir bitten um eine Aufklärung.“ sagte mein Vater. Herr Lader seufzte, dann sagte er: „Ihre Tochter hat versucht, sich selber umzubringen.“ „WAS?“ sagten meine Eltern gleichzeitig. Ich öffnete langsam die Augen und sagte schwach: „Es hat doch keinen Sinn mehr. Es ist doch besser, das Ganze jetzt schnell zu beenden.“

Meine Mutter schüttelte immer wieder den Kopf und auch mein Vater sah erschrocken aus. „Wer dort oben im Himmel hat sie nicht sterben lassen?“ sagte mein Vater mit zittriger Stimme. Herr Lader sagte ruhig: „Es war niemand von oben, es waren zwei Jungen, die sie gefunden haben, sie haben den Notarzt gerufen. Sie waren total fertig, sie meinten, dass sie Miri kannten, waren aber viel zu aufgeregt, um vernünftig mit uns zu reden. Ich war sofort wach und schaute ihn mit großen Augen an: „Wie sahen sie aus?“ Herr Lader lächelte und sagte: „Der eine hatte braune Locken und der andere hatte schwarze kurze Haare, der Braune ist etwas größer, der Schwarze etwa so groß wie du. Wieso, kennst du sie?“ mir lief ein Schauer über den Rücken. Dass meine beiden besten Freunde Leon und Noel mich gefunden haben sollten, während ich grade dabei war, mich selbst umzubringen, jagte mir einen Schrecken ein. „Die Armen!“ sagte ich leise, dann: „Wo sind sie jetzt?“ „Sie sind noch im Warteraum, möchtest du sie sehen?“ fragte Herr Lader. Ich nickte heftig. Er lächelte und ging zur Tür, um die beiden zu holen.

Kurz darauf kamen Leon und Noel herein gestolpert. Als sie mich sahen, wie ich so dalag, schauten sie sich bestürzt an. Ich sagte schwach: „Hey“, sie kamen zu mir und Leon fragte mich unsicher: „Was ist denn los?“ Anstatt ihnen zu antworten wendete ich mich an meine Eltern: „Könntet ihr uns bitte alleine lassen?“ Sie nickten und verließen den Raum. Die beiden Jungs setzten sich neben mich auf die Bettkante. Sie waren beide ganz bleich. „Wieso hast du uns nichts erzählt?“ fragte mich Noel traurig. Ich sagte, dass es schon seinen Grund habe.

Leon sagte: „NEIN Miri, es gibt keinen Grund, sich umzubringen! Wenn irgendwas ist, kannst du immer zu uns kommen und das weißt du!“ Ein bisschen beleidigt klang er schon. „Ich kann mir das aber nicht aussuchen, Leon!“ zischte ich. „Sag uns jetzt sofort was los ist, Miri!“ sagte Noel ernst, während er meine Hand drückte. „Ich sag euch, ihr wollt es nicht wissen“ sagte ich. Beide sahen mich an, als würde ich sie gerade verarschen wollen. „Na gut“ sagte ich, „ich bin seitdem ich geboren bin, schwer krank. Ich habe schon mein Leben lang einen Herzfehler. Nur jetzt hat sich das ausgeweitet“ Ich musste schlucken und Tränen stiegen mir in die Augen „naja ich muss halt bald sterben. Und ich habe einfach Angst, dass es wehtut, dass ich euch allen weh tue und dann wollte ich es einfach zu Ende bringen, versteht ihr?“

Mir rollte eine dicke Träne über die Wange. Noel vergrub sein Gesicht in seinen Händen. Und Leon stand auf und ging zur Wand und schlug immer wieder mit dem Kopf gegen die Wand. „Hör auf Leon!“ schrie ich. Er schaute mich aus traurigen Augen an. „Wieso hast du uns nichts gesagt?“ Ich musste anfangen zu weinen. Es war mir nicht peinlich. „Ich wollte euch nicht noch mehr Stress machen als nötig.“ Ich schaute zu Noel, der immer noch auf meiner Bettkante saß, das Gesicht immer noch in seinen Händen. Ich setzte mich auf und legte meinen Arm um seine Schultern. Er fiel mir um den Hals und ließ mich nicht mehr los. Wir saßen eine Zeit so da. Noel saß neben uns und auch er umarmte mich. Dass ich ihnen so wichtig war, hatte ich nicht gedacht, aber es machte mich glücklich. Ich musste ein wenig lächeln. Nach einer Zeit ließen wir uns wieder los. „Hast du nicht bald Geburtstag?“ fragte mich Leon traurig und erschöpft. Ich nickte: „in drei Tagen.“ Er nickte abwesend, „was wünschst du dir? Es kann alles sein Miri, ok?“ sagte er. Ich lächelte und legte ihm wieder den Arm um die

Schulter. „Ihr sollt mir nichts schenken. Das größte Geschenk für mich wäre, wenn ihr jetzt für mich da seid und mich vielleicht ab und zu mal besucht. Aber das kann ich nicht erwarten, wegen der Schule und so.“

Er schaute mich skeptisch an: „Denkst du, dass wir dich jetzt allein lassen? Und selbst wenn ich jetzt die ganzen Arbeiten verhaue, das ist doch ganz egal. Ich werde jeden Tag mindestens dreimal kommen, Süße.“ Ich musste lachen. Aber es machte mich glücklich. „Auch ich komme mindestens viermal am Tag.“ Sagte Noel. Ich grinste. „Na gut, dann bis Morgen, oder?“ sagte ich so selbstsicher wie ich konnte. Beide nickten und standen auf. Sie gingen zur Tür. Doch kurz bevor sie raus gingen drehte sich Leon noch mal unentschlossen zu mir um, kam noch mal zurück und gab mir einen Kuss. Ich wurde rot. Dann ging er entschlossen zur Tür und raus. Ich sah, dass er lächeln musste. Noel grinste und zuckte die Schultern, dann war auch er weg. Ich musste lächeln. Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu lächeln. Ich glaube, so glücklich war ich schon lange nicht mehr.

## 5. Tag

Es weckte mich ein Sonnenstrahl. Neben mir standen meine Eltern und mein kleiner Bruder, er legte mir eine Blume auf dem Bauch. Ich nahm sie hoch, um sie mir genauer anzuschauen. „Die ist aber schön Tim, danke.“ Er grinste verlegen. Auch ich musste wieder lächeln, als ich an gestern dachte. „Geht es dir besser?“ Ich überlegte kurz, ob ich jetzt sagen sollte, wie es mir wirklich ging. Ich war überglücklich, aber ich fühlte mich schlecht. Mir war übel und ich sah alles nur verschwommen. Ich schüttelte den Kopf. Da merkte ich auch schon, wie ich kotzen musste. Ich griff reflexartig die Schüssel, die mir eine Krankenschwester neben das Bett gestellt hatte. Ich übergab mich.

In dem Moment kam auch schon Herr Lader rein. Er sah besorgter aus als sonst. „Gibt es was Neues?“ fragte meine Mutter schlagartig. Ich schaute sie fragend an. Herr Lader schüttelte den Kopf. „Was ist denn los? Er sah mich über die Gläser seiner Brille hinweg besorgt an: „Durch dein Tablettenmanöver hat sich deine Zeit verkürzt. Drastisch verkürzt.“ Ich sah ihn noch fragender an. Er sah mich nicht an, als er sagte: „wenn du Glück hast, kriegst du noch eine Woche, eher sind es aber nur noch ein paar Tage.“ Ich war geschockt. Dass es nur noch so wenig war, hatte ich nicht gedacht. Dann sagte ich mir aber: Selbst Schuld. Wieso war ich nur so doof gewesen?! Ein Klopfen an der Tür unterbrach die kurze Stille. Automatisch sagte ich: „Herein“

Rein kam Leon. Herr Lader stand auf und räusperte sich. „Wenn es möglich wäre würde ich gerne noch einige Sachen mir ihnen klären; Frau und Herr Anstein, bitte.“ Er führte meine Eltern nach draußen. Dann zwinkerte er mir zu. Ich lächelte dankbar.

Leon hatte mir eine Rose mitgebracht. Verlegen stellte er sie in eine Vase auf dem kleinen Nachttisch, dann setzte er sich neben mich und lächelte. Ich richtete mich auf. Er gab mir einen langen Kuss. Ich drückte ihn weg. Er sah mich verstört an. „Das ist nicht gut Leon! Du weißt, dass ich bald nicht mehr da bin! Was ist dann?“ er flüsterte: „so lange können wir die Zeit ja noch genießen oder?“ Ich lächelte traurig. Ich rückte ein Stück und er legte sich neben mich und legte seinen Arm um mich. Wie lagen nur so da, ich weiß nicht wie lange. Es machte mich traurig, gerade jetzt zu erfahren, dass er das gleiche für mich empfand wie ich für ihn. Ich wünschte mir, dass er jemanden fand, mit dem er glücklich werden konnte. Aber

auch diese Überlegung machte mich traurig, denn ich wollte doch mit ihm glücklich werden. Dabei musste ich anfangen zu weinen. Er streichelte mir übers Gesicht und ich schloss die Augen. Es kam mir vor, als würden wir ewig dort liegen. Und ich wollte auch nicht, dass es zu Ende ging.

In dem Moment kam Noel rein. Als er uns sah, wollte er zurück und die Tür wieder schließen, aber Leon und ich sahen uns an und er stand auf und ging zur Tür um ihn ganz herein zu holen. Noel kam breit grinsend auf mich zu: „Na, ihr beiden? Störe ich gerade?“ „Schon ok“ sagte ich ernst. Er sah mich besorgt an: „Was ist denn los?“ Auch Leon sah besorgt aus. Ich seufzte und sagte dann: „Wenn ich Glück habe, kriege ich noch eine Woche, eher aber nur noch ein paar Tage.“ „Oh Mann, Miri,“ meinte Noel „ich glaube, es wäre besser, wenn wir die ganze Zeit hier blieben. Ach ja, Sina kommt gleich noch, ist das ok?“ Ich nickte. Da machte sie auch schon die Tür auf. Sie kam auf mich zugestürmt und fiel mir um den Hals. „Tut mir leid, aber ich konnte gestern nicht kommen, ich musste für die Englischarbeit lernen, du weißt ja, meine Mutter.“ „Ist schon ok!“ sagte ich, „Schön, dass du jetzt da bist.“ Sie lächelte. Leon und Noel sahen sie verständnislos an. „Deine beste Freundin liegt im Krankenhaus, schwerkrank, und du lernst für Englisch?“ schrie Leon schon fast. Sina sah die beiden und dann mich irritiert an.

Dann rechtfertigte sie sich: „Entschuldige, aber ich musste lernen. Ich wäre auch viel lieber hier gewesen aber ich konnte nicht!“ Leon machte einen Schritt auf sie zu „Ich bin heute erst gar nicht zur Schule gegangen. Ich bin gleich her gekommen.“ Jetzt wurde Sina sauer: „Hast du mich nicht verstanden du Weichei? ICH DURFTE NICHT! Meine Mutter hat es mir nicht erlaubt!“

„Weichei nennst du mich? Wer ist hier das Weichei, du Sumpfkroete! Ich hätte meine Eltern nicht beachtet! Denkst du, sie waren begeistert, dass ich nicht zur Schule gegangen bin? Nein, aber ich hab so lange auf sie eingeredet, bis ich konnte. So was hättest du auch mal probieren können. Was hättest du gemacht, wenn sie jetzt schon tot wäre?“ Da schrie Noel plötzlich: „STOP! Seit ihr denn völlig übergeschnappt? Seht ihr nicht, sie weint schon!“ Das stimmte, ich weinte. Ich war einfach viel zu schwach für so was. „Hey, Sorry!“ sagte Sina besorgt und streichelte mir über den Kopf. Leon wollte etwas erwidern, aber bevor er dazu kam, packte ihn Noel von hinten und hielt ihm den Mund zu. Er zischte ihm ins Ohr: „Wehe, du sagst jetzt noch ein Sterbenswörtchen! Halt einfach die Klappe, klar?“ Noel ließ ihn los und Leon war leise. „Wie spät ist es?“ fragte ich, um das Thema zu wechseln. Leon schaute auf sein Handy und antwortete: „14.56 Uhr, wieso?“ „Ich muss gleich zu einer Untersuchung, ihr könnt euch dann ja noch ein bisschen weiter streiten.“ Noel musste grinsen, doch er drehte sich weg. Ich sah, wie Leon und Sina etwas sagen wollten, aber es kam dann doch nichts.

„Ich denke, wir werden warten, oder?“ sagte Noel und ich sah, wie er sich amüsierte. Auch ich fand es ziemlich komisch, wie sich die beiden hier stritten. Jetzt waren sie doch beide da, kein Grund zur Aufregung. Sie sahen aus wie so ein altes Ehepaar. Noel und ich grinsten breit. Leon und Sina verstanden offensichtlich nicht warum, sie sahen uns mit verständnislosem Gesicht an. Das war zu viel. Noel und ich prusteten los vor Lachen. Wir konnten uns nicht mehr halten. Ich weiß auch nicht genau, warum wir lachten, aber es war schön, mal wieder richtig zu lachen. Da kam eine Schwester rein und machte die Rollen los von meinem Bett. Da kam auch Herr Lader. „Was gibt es denn hier so Lustiges?“ fragte er. Noel und ich

lachten weiter. Er winkte mir noch. Dann schob mich die Schwester raus. Leon und Sina liefen mir hinterher: „Wir warten, ja?“ fragte Leon immer noch genauso verstört. Ich lachte und nickte. Sina und Leon gingen zurück zu Noel.

Die Untersuchung dauerte eine ganze Weile und war ziemlich langweilig. Ich wurde in eine Röhre geschoben, wo man sich nicht bewegen durfte. Wie hieß sie noch mal? Ach ja, MRT.

Es war sehr lustig, denn ich musste zweimal wieder rausgeholt werden, weil ich gelacht und daher mich bewegt hatte und dann konnten sie die Aufnahmen nicht richtig machen.

Nach zwei Stunden war ich dann fertig und Herr Lader wollte mir noch einige Fragen stellen.

Er rollte mich in einen Raum, wo wir allein waren. „Wie geht’s dir?“ „Es geht. Ein bisschen schwach und ein bisschen schlecht, aber sonst ok.“ Er notierte sich alles, was ich sagte.

Er lächelte. „Ich hoffe, das ist jetzt nicht zu persönlich, aber dieser Junge mit den braunen Locken, ist das dein Freund?“ Ich musste lachen, aber warum eigentlich? Ich wusste es nicht. Er hatte mich noch nicht gefragt, ob wir zusammen sein wollten. Aber ich antwortete erst mal „Ja, noch nicht ganz, aber so fast.“ Er fragte noch so einige Dinge, was ich mir noch wünschte und so und dann schob er mich zurück in mein Zimmer zu den anderen.

Sie saßen an einem kleinen Tisch und spielten Mensch ärgere dich nicht! Als sie mich sahen, packten sie ein und kamen zu mir. Noel sagte: „Sorry, aber wir müssen gehen! Meine Mutter holt mich und Leon.“ Ich nickte. „Geht klar! Kommt ihr morgen wieder?“ Leon grinste: „Ich denke mal, vielleicht komme ich schon wieder morgens und gehe nicht zur Schule!“ dabei sah er ganz besonders Sina an. Sina grinste und sagte: „Meinst du damit mich?“ „Nein! Wie kommst du darauf?“ Beide lachten. Dann klingelte Noels Telefon. Das war das Zeichen zum Aufbruch. Leon gab mir noch einen Kuss und Noel umarmte mich. Sina blieb noch. „Meine Mutter hat gesagt, ich darf heute Nacht hier bleiben, wenn du willst. Ich muss aber morgen zur Schule, ja?“ Ich freute mich, nicht allein zu sein.

Wir spielten noch mal Mensch ärgere dich nicht, als mir plötzlich schwarz vor Augen wurde. Ich merkte noch, wie ich auf den Boden kippte und hörte nur noch, wie Sina nach Herrn Lader schrie. Dann war ich weg. Ich wachte in einem weichen Federbett auf. Meine Hand tat weh. Ich schaute, was da war und bemerkte, dass ich an einen Tropf angeschlossen war. Neben mir saß nur Herr Lader. Er schaute mich besorgt an. „Was war das?“ fragte ich verunsichert. Ich hatte das Gefühl, nicht mehr richtig ich zu sein. Mir war schlecht und mir tat alles weh. Ich konnte mich nicht mehr orientieren und alles war verschwommen. Es fühlte sich an, als würde mein Kopf gleich platzen. So schlimm war es bislang noch nicht gewesen. Genau davor hatte ich Angst gehabt.

Herr Lader nahm meine Hand und fragte leise: „Kann ich dich etwas sehr Wichtiges fragen?“ Ich nahm all meinen Verstand zusammen und nickte. „Dein Herz hat sich jetzt entschlossen die Arbeit einzustellen, Miri. Da du morgen Geburtstag hast, können wir allerdings versuchen, es mit Medikamenten noch bis morgen durchhalten zu lassen, wenn du willst.“

Ich weinte. Ich hatte gewusst, dass es kommen würde, aber jetzt war ich traurig, gehen zu müssen.

Ich nickte. Er streichelte mir über den Kopf, dann ließ er meine Eltern rein. Sie setzten sich neben mich und hielten meine Hände fest. Tim saß neben mir und weinte auch. Er legte sei-

nen Kopf auf meine Schulter und schlief dort ein. Auch ich schlief ein. Meine Eltern blieben die ganze Nacht an meinem Bett sitzen. Sie sagten nichts. Sie passten nur auf mich auf. Auch Sina war gekommen und hatte sich daneben gesetzt.

6.Tag, mein letzter Geburtstag

Jemand sang neben mir ein Lied. Ich glaube, es war Happy Birthday.

Ich öffnete schwach die Augen. Der Raum war hell von der Sonne draußen. Meine Eltern saßen immer noch neben mir. Sina saß auf der linken Bettkante und streichelte mir über den Kopf. Leon saß auf der rechten Seite und weinte. Als er sah, dass ich wach war, versuchte er zu lächeln.

Neben dem Bett standen Herr Lader und Noel mit Tim auf dem Arm. Tim beugte sich runter zu mir und gab mir meinen Teddy. Er legte ihn mir in den Arm. Meine Mutter sagte: „Geh jetzt ruhig, wenn du willst, Schatz! Du warst die beste Tochter, die man sich vorstellen kann.“ Sie gab mir einen Kuss auf die Wange und auch mein Vater gab mir einen Kuss und sagte: „Tschüss mein Schatz, gute Reise! Wir werden dich für immer lieben.“ Dann streichelte mich Sina nochmal und gab mir ein Foto. Ich sah es mir an so gut es ging. Darauf waren wir beide auf der Klassenfahrt. Ich musste lächeln und sagte: „Danke!“

Sie fing an zu weinen: „Ich werde dich so vermissen! Du warst die beste Freundin, die ich je hatte! Wie dein Vater schon gesagt hat, wir werden dich immer lieben!“

Dann kam noch Leon. Er hatte ganz verquollene Augen. Er flüsterte: „Ich werde dich auch immer lieben. Vergessen werde ich dich nie können. Mach es gut!“ Er gab mir noch einen langen Kuss. Dann schloss ich die Augen. Ich fühlte, wie ich langsam ging, mich von ihnen entfernte. Aber ich fühlte mich gar nicht mal schlecht dabei. Ich wusste, alle sahen mich an. Sie lächelten und ich war ziemlich sicher, dass Tim zum Abschied winkte. Ich wusste, auch ich

würde sie alle für immer lieb haben. Langsam wurde alles blass und dann sah ich ein weißes Licht. Ich schwebte wie ein Engel darauf zu. Das letzte, was ich dachte, war:

Es war das schönste Leben, das man sich vorstellen konnte!

Dann verschluckte mich das weiße Licht endgültig.

*Carla Hermanussen erhielt für ihren Text „Erzähl mir was vom Leben nach dem Tod“ den 2.Preis der 7. und 8. Klassenstufe. Hier die Würdigung ihrer Erzählung:*

*Carla Hermanussen erzählt in ihrer Geschichte von einem Mädchen, das eines Tages erfährt, dass es nur noch wenige Tage zu leben hat und nun versucht, ihrer verbleibenden Lebenszeit Sinn zu geben. In einem ausführlichen Tagebuch schreibt sie nieder, was sie erlebt, welche Gedanken ihr durch den Kopf gehen und welche Schlüsse sie daraus zieht. Dabei fällt auf, mit welchem Einfühlungsvermögen Carla sich in die Seele ihrer Protagonistin versetzt und dass ihre Erzählung keineswegs auf einen eintönigen Trauerton gestimmt ist, sondern ganz unterschiedliche Stimmungen heraufbeschwört.*

## Die Entscheidung

Kerstin kam mit ihren Einkaufstüten beladen in die Küche. Sie hatte einen anstrengenden Arbeitstag hinter sich und danach noch den Einkauf erledigt. Am Küchentisch saß Ralf mit einem Buch vor sich. „Hallo mein Schatz, da bist du ja endlich“, strahlte Ralf Kerstin an. „Stell dir vor, ich habe heute wieder ein Buch durchgelesen.“ „Toll“, meinte Kerstin mürrisch. „Oh, du hast eingekauft. Was kochst du denn heute Abend Schönes?“ Wütend gab Kerstin den Einkaufstüten einen Tritt, so dass sich der gesamte Inhalt auf dem Fußboden verteilte. „Das glaub' ich jetzt wohl nicht. Du sitzt den ganzen Tag auf deinem Hintern, erzählst mir stolz, dass du dein Buch durchgelesen hast und fragst mich auch noch, was ich heute Abend koche?“ Ralf schaute Kerstin verdutzt an. „Aber Schatz, was bist du denn so nervös? War irgend etwas auf der Arbeit?“ „Ob etwas auf der Arbeit war?“, öffte sie ihn nach, während sie die Einkäufe vom Boden aufsammelte und auf die Arbeitsplatte stellte. „Wie kommst du nur darauf? Weißt du denn überhaupt noch, wie das ist, wenn man arbeitet? Ich komme hier für unseren Lebensunterhalt auf, weil dir keine Arbeit gut genug ist. Du suchst dir ja nicht mal selbst Arbeit. Du lässt andere für dich suchen. Und der gnädige Herr entscheidet dann.“ Kerstin kochte inzwischen vor Wut. „Und damit nicht genug. Nicht nur, dass du nicht arbeitest, du tust auch noch keinen Handschlag hier im Haus. Alles bleibt immer an mir hängen. Ich kann einfach nicht mehr. Ich bin am Ende. Mit dir habe ich keinen Partner, sondern ein kleines Kind.“

Erschöpft setzte Kerstin sich an den Tisch. „Aber Maus, ich liebe dich doch so sehr, und du weißt, dass ich dir etwas Besonderes bieten möchte.“ Ralfs Augen schauten träumerisch aus dem Fenster. „Ich möchte uns ein Haus kaufen. Wir werden reisen. Hab' doch etwas Geduld. Du wirst sehen, eines Tages wird sich alles ändern und dann machen wir uns ein schönes Leben.“

Kerstin erhob sich mit einem Satz und lief aufgeregt durch die Küche. „Ein schönes Leben? Ja, wo lebst du denn eigentlich? In der Welt von Walt Disney? Du meinst, du musst nur oft genug im Lotto spielen oder sonst was machen und eines Tages liegt dir die Welt zu Füßen?“ Kerstins Stimme drohte zu kippen vor Aufregung. „Hast du vielleicht schon mal etwas von arbeiten und Geld verdienen gehört?“



Ralf stand auf und stellte sich vor Kerstin, so dass sie gezwungen war, stehen zu bleiben. „Du weißt, ich habe es versucht mit dem Arbeiten. Ich habe von morgens bis abends spät geschuftet. Und was war das Ergebnis? Ein Hungerlohn!“ Jetzt lief Ralf auf und ab. „Ich habe keine Berufsausbildung. Das heißt, ich werde immer nur unterbezahlte Jobs finden. Ich will mehr vom Leben. Ich will mehr für uns.“ „Ja Ralf, das verstehe ich. Da lässt du lieber nur mich für unseren Lebensunterhalt aufkommen“, meinte Kerstin ironisch. „Aber weißt du, ich habe keine Lust mehr mir das hier weiter anzusehen. Du kannst ruhig weiter in deiner Walt-Disney-Welt leben, und ich lebe in Ruhe mein Leben.“ „Was meinst du denn damit, Kerstin?“ Ralfs Frage klang etwas beunruhigt.

Kerstin ging hinüber zum Regal, nahm von dort zwei Tassen und schenkte Kaffee aus der Thermoskanne ein. Sie fügte Milch und Zucker hinzu und stellte alles auf den Tisch. „Komm Ralf, setz dich, ich muss mit dir reden.“ Sie setzten sich nun beide an den Tisch. Ralf trank einen Schluck von seinem Kaffee und schaute Kerstin besorgt an. „Worüber müssen wir reden?“ „Ich kann nicht mehr mit dir leben, Ralf.“ In dem Moment, an dem sie das sagte, spürte sie, wie viel Wärme und Liebe in Ralfs besorgtem Blick steckte. Ihr gingen schöne Momente, die sie mit Ralf verbracht hatte, durch den Kopf, so dass sie stockte und ihr für einen Augenblick der Atem verschwand. Sie fuhr fort: „So, wie die Dinge zwischen uns stehen, wird es mir allein erheblich besser gehen. Dann muss ich nämlich nur noch für mich sorgen.“ Kerstin war jetzt ganz ruhig, und das machte Ralf Angst. Er war blass geworden. „Das heißt, du willst mich verlassen? Das kannst du nicht machen. Wir lieben uns doch. Wir passen so gut zusammen.“ Ralfs Stimme klang fast flehentlich. „Das dachte ich auch, Ralf. Ich wollte mit dir eine Familie gründen. Aber du bist selbst noch ein Kind. Du musst lernen, Verantwortung zu übernehmen. Wir haben so oft darüber gesprochen. Aber du hast nichts davon verstanden. Alles lastete immer auf meinen Schultern. Ich liebe dich nicht mehr Ralf. Ich bin einfach nur noch traurig und enttäuscht. Ich muss jetzt an mich selbst denken.“

„Aber Mausi, ich kann ohne dich nicht leben. Wir gehören zusammen.“ Verzweifelt stand Ralf auf und ging hinüber zu Kerstin, um sich vor sie zu knien. „Mausi gibt es nicht mehr, Ralf. Und du kannst sehr gut ohne mich leben, das hast du früher ja auch getan. Du musst nur dein Leben wieder selbst in die Hand nehmen.“ Um einen räumlichen Abstand von Ralf zu bekommen, stand Kerstin auf und räumte die Tassen in die Spülmaschine.

„Wo soll ich denn hin, Kerstin? Ich habe keine Arbeit. Wovon soll ich leben?“ „Siehst du, das ist der typische, verantwortungslose, kleine Junge in dir. Du wirst die Arbeit in dem Gartenbetrieb annehmen, die dir in der letzten Woche angeboten wurde. Ich werde dir bei der Wohnungssuche helfen, und dann wirst du hoffentlich bald erwachsen werden. Denn ab jetzt bist du für dich selbst verantwortlich.“ Er ging zum Telefon und wählte die Nummer des Gartenbetriebes. Er hielt ihr den Hörer hin, so dass sie den regelmäßig wieder

kehrenden Ton hören konnte. Es war besetzt. „Siehst du, Kerstin, keiner will mich!“

Yannik Sonnenberg, 10.3

## Das Vermächtnis

***"Am tiefsten schmerzen Wunden, uns geschlagen  
Von Menschen, die der Freundschaft Maske tragen."***

-- Friedrich von Bodenstedt, Mirza Schaffy

*„Haben Sie, ihrer Meinung nach korrekt gehandelt?“*

*„Was ist korrekt bzw. richtig. Alles was falsch ist bzw. was richtig ist kann je nach Betrachtungsweise genau das Gegenteil bedeuten.“*

*„Also denken sie das sie das richtige getan haben?“*

*„Es kann nicht richtig sein, seinen Vater kaltblütig abzustechen, oder?“*

*„Sicherlich ist es nicht richtig, aber ihrer Ansicht nach, zu jenem Zeitpunkt, in diesen Momenten der Verzweiflung haben sie das einzig Richtige getan, oder etwa nicht? Sehe Ich es falsch? Interpretiere Ich zu viel in ihr Gesagtes hinein?“*

*„Vor 10 Jahren...“*

Ich war 25, hatte gerade mein Studium beendet, war gerade auf den Weg zu meinem Vater, welchem Ich dieses Ergebnis präsentieren wollte um in seinen Augen nicht wie ein Versager dazu stehen, der nichts, wirklich nichts auf die Beine gestellt bekommt. In der Schulzeit mag es so gewesen sein. Aber nachdem ich mich vom Tod meiner Mutter erholt hatte, ging es aufwärts. Das Abitur bestand ich als Jahrgangsbester, doch der Blick meines Vaters blieb eisig und gefühllos. Sie wissen nicht; wie das ist, wenn man sein Bestes gibt; aber keine Anerkennung bekommt. Als ich dieses Mal nach Hause kam sollte sich mein Leben das bisher immer geradeaus verlaufen war, schlagartig um 180 Grad wenden...

Ich lief auf die Villa meines Vaters zu. Das schmiedeeiserne, schwarze, gebogene Tor, welches die Mauer zerteilte, öffnete sich nachdem ich auf den goldenen Klingelknopf gedrückt hatte. Strammen Schrittes ging ich die mit Kies bestreute Auffahrt hoch welche sich durch einen perfekt angelegten Garten wand. Wenige Sekunden später erreichte ich das große Eingangsportal und fand zu meiner Überraschung nicht den Butler vor, der mich immer zu meinem Vater führte, sondern meinen Vater selbst. Noch etwas war sonderbar, er taxierte mich nicht mit einem seiner kalten gefühllosen Blicke sondern lächelte mich an. Ich schritt die steinernen Stufen hoch und begrüßte meinen Vater mit einem Händedruck. Wir hatten uns noch nie umarmt. Seit meine Mutter gestorben war hatte mir mein Vater eingeredet es wirke unprofessionell wenn man zu viele emotionale Regungen zeigen würde. Seltsamerweise war ich viel zu verwundert, darüber meinen Vater lächeln zu sehen, als das ich es erwidern könnte. Ich muss scheinbar wie ein Fisch ausgesehen haben, denn das Lächeln meines Vaters gefror und er zog eine Augenbraue nach oben und gab mir unmissverständlich zu verstehen,

dass Ich mich freuen sollte, ihn zu sehen. Er ging voraus in den holzgetäfelten Salon, in den das Sonnenlicht durch die deckenhohen Fenster fiel. Mein Vater gebot mir mit einer Geste mich hinzusetzen, was ich auch tat und beobachtete ihn wie er zu einer Glasvitrine ging aus der er ein paar Gläser und einen Cognac hervorholte. Wortlos stellte er die Gläser auf den kleinen Tisch der in der Mitte von zwei dunkelgrün bezogenen Ledersesseln vor dem großen Kamin steht. Nachdem mein Vater den Korken, mit einem leisen Ploppen, aus der Flaschenöffnung gezogen hatte, goss er uns großzügig ein. Ich immer noch sprachlos verfolgte gebannt das Schauspiel der Herzlichkeit meines sonst so gefühllosen Klotzes von Vater. „Wie ich höre, hast du deinen Abschluss meisterhaft bestanden!“ sagte mein Vater immer noch lächelnd. Es wirkte fast so als müsste er sich anstrengen um seine Mundwinkel hochzuziehen. Ich weiß immer noch nicht was und wie ich etwas sagen soll. „Trink ruhig. Es ist ein edler Tropfen direkt aus Südfrankreich.“ Sagt mein Vater der mittlerweile auf dem Sessel mir gegenüber Platz genommen hat und die Beine übereinander schlägt. Sein Anzug, die Krawatte, das Hemd und die Weste sind wie immer farblich perfekt abgestimmt. Das bräunliche Haar, welches von silbrigen Strähnen durchzogen ist, ist locker zurück gekämmt. Ich nehme das Glas in meine Rechte und trinke es halbleer, in der Hoffnung, das der Cognac die Anspannung von mir nimmt. Die milde Süße der Traube und der leichte Geschmack nach Holz, der Geruch der mir in die Nase stieg raubten mir fast den Verstand. Ich widerstehe der Versuchung das Glas leer zu trinken. Ich stelle es ab und blickte meinem Vater in die Augen. Welcher immer noch lächelte. Nun zum ersten Mal seitdem ich meinen Vater erblickt habe muss auch ich lächeln. Der Cognac brennt leicht im Rachen und auf der Zunge, lässt eine undefinierbare Wärme durch mich strömen. Ich spüre wie ich mich entspanne, die Anspannung sich löst. „Das ist ein guter Cognac“ sage Ich. Mein Vater nickt. „Ja ein sehr guter Cognac.“ Plötzlich wurde mein Vater ernster. „Ich habe lange gezweifelt, überlegt ob ich dir die Bürde übertragen kann. War mir lange uneins darüber, weil deine Leistungen zu schlecht waren, du keine Motivation gezeigt hast...“ Ich starre ihn immer noch lächelnd an. Ich glaube zu ahnen worauf das hinauslaufen sollte. „Mein Sohn, Ich würde mich freuen wenn du als Wiedergutmachung der vielen schweren Jahre, mein Erbe in der Firma antreten würdest.“ Sämtliche Gesichtszüge entglitten mir. Fassungslosigkeit. Wut. Was erlaubte sich der Millionenschwere alte Sack. NACH JAHREN DIE ER MICH GEHASST HAT!!! Mich nicht akzeptiert hat. Mich angeschaut wie ein nutzloses Ding, ein Tier. „Du musst nicht sofort zustimmen. Ich gebe dir Bedenkzeit.“ Er versuchte ein Lächeln doch mein Gesichtsausdruck vereitelte den Versuch. ER GIBT MIR BEDENKZEIT!!! WIE NETT!! Glaubst er 10 Jahre seelischer Folter mit diesem Angebot tilgen zu können!? „Das ist nicht dein Ernst, oder?“ Ich nahm das Cognacglas, trank es leer. Doch dieses Mal konnte ich ihn nicht genießen, er diente alleine nur zur Entspannung. Ich griff zur Flasche es war mir egal wie teuer dieses goldbraune Zeugs war, Ich goss mir nach und trank das Glas in einem Zug leer. „Ich dachte du würdest dich freuen!“ Ich sehe ihm die Anstrengung an, darüber hinweg zusehen, dass ich seinen Cognac wie ein Penner in mich kippe, der versucht in den Zustand zu kommen in dem ihm alles egal ist. Der Himmel draußen verdunkelt sich. Wütend wie ich bin schreie Ich meinen Vater an. „Was glaubst wer du bist!? Hm!!“ Der Alkohol hatte meine Hemmschwelle sinken lassen. Erste Regentropfen schlugen gegen die Scheiben. Ich stand auf. Mein Vater tat es mir gleich. „Ich verbitte mir diesen Tonfall!“ Mein Vater hatte ebenfalls die Stimme erhoben. Ich stieß das Tischchen um. Das Holz schlug dumpf auf den Boden auf. Die Flasche und die Gläser zersprangen in tausend teile und die goldbraune Flüssigkeit lief wie Blut über das Parkett und wurde langsam vom Holz aufgesogen. Ich wandte mich ab, wollte zum Ausgang, raus aus dieser Hölle, die mein Gegenüber geschaffen hatte, aus dem Gefängnis das mich erdrückte. Eine Hand, die meinen linken Arm packte, hielt mich zurück. Ich warf ihrem Besitzer einen verächtlichen Blick zu, grinste fast höhnisch. Während ein Blitz mein Gesicht halbseitig erhellte, ließ mich mein Vater los und ich stürmte hinaus. Ich riss meinen Mantel von der Garderobe öffnete das Portal, warf ein letzten Blick in den Salon, wo mein Vater

stand und mich mit dem Blick der vergangenen Jahre taxierte, gefühllos und kalt, stürzte hinaus in den Regen. Glaubte während ich die Auffahrt hinunter rannte Blicke im Nacken zu spüren. In Gedanken sah ich meinen Vater am Fenster stehen. Ein Donnerrollen erklang und ich bog auf die Straße ein, ließ das Tor zufallen...

Ich ging direkt auf mein Auto zu. Das unter einer Linde ca. hundert Meter vom Tor zum Anwesen meines Vaters entfernt war. Ich steckte den Schlüssel in das Schloss, drehte ihn, riss die Autotür auf und stieg ein. Das Wasser tropfte mir von der Stirn, von den Ärmeln. Einige Sekunden saß ich nur da. Hörte dem Trommeln der Tropfen zu. Alles um mich herum wollte zu mir, die Zweifel, die Glückwünsche. Einfach alles! Ich hieb auf das Lenkrad ein. Das Hupen schreckte mich aus meiner Trance und ich startete den Motor, gab Gas, fuhr in irgendeine Richtung, auf dem Weg ins Ungewisse. Die nassen Haare klebten mir auf der Stirn, während ich der grauen eintönigen Straße folgte und alles hinter mir ließ. Bäume rauschten an mir vorbei, seltener ein Auto. Die Scheibenwischer waren damit beschäftigt die Wassermassen von der Scheibe zu befördern. Als ich auf ein Stück gerade Landstraße kam trat ich das Gaspedal durch. Die Tachonadel zitterte über der 220. Erst nach einiger Zeit bremste ich meinen Wagen langsam ab. Ließ ihn Rollen. Ließ das Gespräch mit meinem Vater noch einmal Revue passieren. Hatte ich die richtige Entscheidung getroffen, hätte ich nicht die Chance nutzen sollen. Immerhin eine kleine Geldsumme sprang schon für mich heraus. Außerdem würde ich die Villa mit hoher Wahrscheinlichkeit auch erben. Der Wagen kam schließlich zum Stehen. Es herrschte Stille um mich herum, sah man einmal von dem sporadischen Quietschen der Scheibenwischer und dem unablässigen Trommeln des Regens ab. Ich weiß nicht was mich zum Aussteigen bewegte, doch ich tat es. Ich schlug die Autotür zu und betrachtete die graue Welt um mich herum. Ich stand auf einer Landstraße die von mächtigen Bäumen gesäumt wurde. Hinter den Bäumen erstreckten sich riesige Felder bis zum nicht erkennbaren Horizont. Sicherlich ein schöner Ort, doch das Grau verwandelte es in einen trostlosen Fleck Erde. Ich schniefte, merkte wie der Regen mich durchnässte. Ich ging zwischen den Bäumen durch auf eines der Felder. Ließ die Umgebung auf mich wirken. Genoss die, wenn auch kalte, frische Luft. Musste ich die plötzliche Wertschätzung meines Vaters nicht zu huldigen wissen. Ich hörte das Schmatzen der feuchten Erde unter meinen Füßen, merkte wie ich immer wieder ein wenig im Morast versank. Als ich ein Stück gegangen war ließ ich mich auf den Rücken fallen. blieb regungslos auf der feuchten, kalten Erde liegen. Ich war ungerecht gewesen. Ich sollte mich für meine Reaktion entschuldigen und ihm die Last abnehmen. Schließlich war ich moralisch dazu verpflichtet, meinem altem Vater die Bürde abzunehmen..."

„Also haben sie das Angebot angenommen und das Erbe angetreten?“

„Es wäre nett wenn ich die Geschichte erzählen könnte, ohne das sie mir zuvorkommen. Schließlich ist es ja..."

„Ja?“

„Meine Geschichte.“

(Schweigen)

„Eine Woche später, rief ich meinen Vater an. Er war mit einem Treffen in der Villa einverstanden. Ich erreichte das schwarze schmiedeeiserne Tor und drückte auf den goldenen Klingelknopf. Ich hatte einen Anzug an und eine Cognacflasche in der Hand. Ich starrte auf den Boden, welcher durch das Sonnenlicht hell erleuchtet wurde. Ich spürte die Hitze im Nacken. Dann endlich, nach einer scheinbaren Ewigkeit öffneten sich die beiden Flügel und ich lief die elegant gewundene Auffahrt hoch. Ich betrachtete den Seitenflügel der vom, aus der Barockzeit stammenden Hauptteil, abzweigte. Ich war richtiggehend begeistert. Ich bemerkte, dass ich dem Haus vorher kaum Beachtung geschenkt hatte, in welchem ich seit

meinem ersten Lebensjahr wohnte. Ich erreichte das große Portal in dem der Butler meines Vaters stand. „Ihr Vater erwartet Sie bereits!“ sagte der Butler abfällig. Ich folgte dem Butler durch das gigantische Atrium, welches durch die großen Runden Fenster über dem Portal erhellt wurde, zur steinernen Wendeltreppe. Die der schon etwas betagtere Butler mühelos hinaufstieg. Im zweiten Stock angekommen, führte er mich in das große Büro meines Vaters. Die Wände wurden durch deckenhohe Bücherregale verdeckt. Auf dem Boden lag ein roter Perser der bis zum Schreibtisch meines Vaters reichte. Hinter meinem Vater war eine Fensterfront eingelassen die den Raum mit Sonnenlicht flutete. Ich ging zu einem der beiden Stühle vor dem Schreibtisch meines Vaters. „Erkläre dich, Sohn!“ Er blickte noch nicht einmal auf. Ich fühlte einen Stich, der eine alte Wunde wieder aufriss. Ich stellte die Cognacflasche provokant auf die Schreibtischplatte und setzte mich auf einen der Stühle. Die gerade Lehne zwang mich aufrecht zu sitzen. „Ich wollte mich entschuldigen, für das was ich Gestern verlauten ließ. Wollte dir sagen das Ich mich doch bereit erkläre das Erbe anzutreten.“ Mein Vater ließ einige Sekunden verstreichen, bevor er das erste Mal, seitdem ich den Raum betreten hatte, aufsah. Sein Blick, kalt und gefühllos. „Wie darf ich das jetzt verstehen? Meinst du das man sich einfach irgendeiner Sache entledigen kann und dann einfach Abhaut, einem die Lanze in den Rücken rammt? Ist das fair? Jetzt in den Momenten der Not kommst du angekrochen wie ein Stück Dreck, willst das man dir sofort verzeiht?“ Bei diesen Worten warf mein Vater einen verächtlichen Blick auf die Cognacflasche. „Es tut mir leid Vater.“ „Es tut mir leid, unendlich leid. Es zieht Keiner einen Nutzen daraus wenn ich mich nachsichtig zeige und dir ohne Weiteres verzeihe. Überdenke deinen Standpunkt!!! Nun Geh!!!“ Ich erhob mich, wollte gerade zur Tür laufen, als mein Vater noch etwas sagte. „Und nimm die Flasche mit!“

"Ihr Vater wollte ihnen die Firma doch nicht mehr vermachen?"

"Ich war nahe an der Verzweiflung die mich weit zurückgeworfen hätte. Doch am Abend kam der erlösende Anruf den ich nicht erwartet hatte. Mein Vater, er sagte:"Hallo Sohn entschuldige meinen Ausrutscher, heute Nachmittag, ich weiß nicht wie ich dazu kam, dir solche Gemeinheiten an den Kopf zu werfen. Du hast recht damit, dass nicht nur du die Schuld trägst, es ist auch meine Schuld. Wärest du dazu im Stande mir zu verzeihen und mit mir heute Abend bei einem Schluck Cognac das Geschäftliche zu besprechen." Ich war perplex, konnte es das sein die Gelegenheit, die Ich packen sollte ich würde reich sein, eine profitable Firma sollte ich erhalten. Wie konnte man so etwas ablehnen. "Ja... Ich komme heute Abend, soll ich den Cognac, mitbringen." antwortete ich. "Ich glaube, wir sollten eher mit einem Champagner auf diesen Erfolg anstoßen." "Ich hätte nichts dagegen einzuwenden." "Dann bis heute Abend."

Die Sonne war bereits untergegangen und ich ging wieder einmal auf das schwarze schmiedeeiserne Tor zu, das diesmal geöffnet wurde, als ich direkt davor stand. Der Butler hielt mir mit einem abfälligen Blick die Tür auf. "Ich wünsche ihnen einen guten Abend." Der Butler murmelte irgendwas, bevor er sich an mir vorbeidrückte und in der Dunkelheit verschwand. Ich ging die unter meinen Füßen knirschende Kiesauffahrt hoch. Als ich das Portal erreichte, wartete dort, mein Vater, welcher mich anlächelte. "Schön das du gekommen bist!" Ich schüttelte ihm die Hand und folgte ihm in den holzgetäfelten Salon. Der Tisch und die beiden Sessel standen so als wäre der Zwischenfall vor einer Woche nicht passiert. Außerdem stand vor den Sesseln, in einem Kühler, eine Champagnerflasche und zwei Gläser auf dem Tischchen. Der Kamin, in dem die Flammen tanzten, verbreitete eine wohlige Atmosphäre. Ich setzte mich meinem Vater gegenüber und wartete. Mein Vater ging zum Kühler und entnahm ihm die Flasche, füllte unsere Gläser und setzte sich schließlich. "Schön das du kommen konntest. Na dann, auf unser Wohl und auf unsere Übereinkunft." Ich prostete meinem Vater zu und trank einen Schluck. "Hat dein Butler heute seinen freien Abend." "Ja leider, sonst hätte ich dir etwas zu Essen anbieten können." "Ich haben schon

gegessen, also mach dir keine Sorgen." Plötzlich stand mein Vater, der noch nie Fan von Smalltalk gewesen war auf und ging zur steinernen Wendeltreppe, mit der Entschuldigung: "Ich bin gleich wieder da." Ich sah mich im Salon um. Er war unverändert, außer das der Kamin, die einzige Lichtquelle war, die den Raum mit einem flackernden Schein bewarf. Nur eine Stehlampe in einer Ecke des Salons ergänzte das fehlende Licht, hob dabei aber nicht die Wirkung des Kamins auf. Kurze Zeit später hörte ich die Absätze meines Vaters, wie sie die Treppe hinunterstiegen. Ich blickte auf, als mein Vater auf die knarrende Türschwelle trat. "Ich habe die Dokumente geholt." Er setzte sich nachdem er das Stück Pergament auf den Tisch gelegt hatte. Ich griff nach dem Pergament und brach das Wachssiegel und entrollte es. Mein Vater hatte unterdessen eine Rote Kerze entzündet. Ich betrachtete aufgeregt den Vertrag auf dem schon meine Vorfahren einschließlich meines Vaters unterzeichnet hatten. Mein Vater reichte mir mit einem Grinsen im Gesicht, einen goldenen Füllfederhalter, der auch schon mindestens ein Jahrhundert alt sein musste. Ich drückte das Pergament flach und betrachtete die jungfräuliche Stelle Papier, die Ich mit meiner krakeligen Unterschrift besudeln sollte. Es war der große Moment. Der Moment der mein Leben das bisher immer geradeaus verlaufen war, schlagartig um 180° wenden sollte. Ich setzte den Stift auf das Papier, ließ ihn die Tinte aufs Pergament bringen, und gab dem Gekritzeln meines Namens eine neue Aufgabe. Glücksgefühle strömten durch meinen zitternden Körper. Nachdem ich meinen Schriftzug vollendet hatte, nahm mein Vater mir das Pergament ab und versiegelte es mit dem Wachs der roten Kerze, die er vor ein paar Minuten entzündet hatte und drückte seinen Siegelring in das Wachs. Es war um es sprichwörtlich zu sagen, besiegelt.“

„Sie haben das erhalten was sie sich doch immer gewünscht haben oder etwa nicht? Sie haben eine, wie sie selbst behaupten, profitable Firma geerbt und nicht zu vergessen die Villa vererbt bekommen. Aber das Wichtigste ist doch das sie Anerkennung von ihrem verhassten Vater erhalten haben?“

„Sie sprechen gerade das an, worauf ich hinaus wollte.“

„Die erste Zeit ging alles gut, ich schwelgte gerade so im Glück. Die Firma brachte Profite, ich besaß eine der schönsten Villen dieser Welt, hatte einen Butler, der nahezu alles für mich erledigte. Mein Leben lief so wie ich mir noch nicht einmal in meinen kühnsten Träumen vorstellen konnte. Doch dann kam der Absturz. Glück wurde zu Unglück, alles ging den Bach herunter. Angefangen hatte es alles mit einem Besuch, eines Mitarbeiter einer Anwaltskanzlei, die von meiner Firma beschäftigt wurde. Es klopfte an die Tür und ich sah von meinen Papieren auf, bevor ich: „Herein!“ sagte. Herein kam ein hagerer Mann Ende 50, mit Dreitagebart und missgelaunten Gesichtsausdruck. „Ich wünsche ihnen einen wunderschönen guten Morgen. Setzen sie sich doch.“ Sagte ich freundlich. „Ich komme mit schlechten Nachrichten!“ Erwiderte er und setzte sich auf den einen der beiden, Stühle die vor meinem großen Schreibtisch standen. „Was soll es in dieser Welt denn für schlechte Nachrichten geben?“ „Das hier!“ Mit den Worten warf er einen Stapel Papier auf meinen Tisch. „Die Produkte dieser Firma sind mangelhaft und haben zu mehreren unschönen Komplikationen geführt.“ Ich blickte auf die Dokumente die vor mir lagen. Es waren nicht nur Nebenwirkungen, bei den Medikamenten aufgetreten, die meine Firma herstellte, sondern es gab auch einen Todesfall, im Bezug auf ein Narkotikum. „Wieso habe ich davon nichts gewusst.“ Ich griff mir ins Haar und zerzauste es, während ich mich von meinem Stuhl erhob. „Das kann doch nicht sein!!!“ Mit einem mitleidigen Lächeln, erwiderte der Mann: „Doch es kann wohl sein. Die Firma wird jetzt angeklagt. Noch ist es nicht offiziell. Die Firma und sie werden wahrscheinlich auf Milliarden Euro Schadensersatz, verklagt. Das ist das Ende dieser Firma und von Ihnen. Wir können leider nicht viel dagegen machen. Morgen wird die Staatsanwaltschaft bei ihnen vorbeischaun.“ Er erhob sich und ging zur gläsernen Tür öffnete sie und verharrete. „Sie sollten sich darauf vorbereiten!“ Dann verschwand der Mann.

Ich blickte aus dem Fenster. Eine graue, triste Stadt türmte sich dahinter auf. Ich ging die Feuerschutzterasse nach oben, bis Ich eine Tür erreichte auf der „ROOF“ stand. Ich drückte die Klinke herunter und die Tür blieb zu. Sie war abgeschlossen. Ich griff an den Schlüsselbund den ich besaß und öffnete den Riegel und die Tür. Draußen auf dem mit Kies betreuten Dach, wehte ein kalter Wind, der mich erzittern ließ. Es konnte doch nicht sein. In was war ich da geraten. Ich würde für immer ins Gefängnis kommen. Ich brüllte gegen das Pfeifen des Windes an. Ich ging bis zur Kante des Daches und spähte Probeweise über den schmalen Grat der Waagerechte, auf der ich mich befand, von der Senkrechten trennte. Ich blickte hinab auf die graue Straße, die 32.Stockwerke unter mir lag. Ich stellte mir vor wie es sei würde, jetzt zu springen.

*Ich trete nach vorn. Plötzlich zieht mich die Gravitation, nach unten. Ich sehe den Asphalt näher kommen. Sehe das Hochhaus, in dem meine Firma sitzt an mir vorbeiziehen. Die wahrscheinlich erschrockenen Gesichter die mir nach starren würden. Noch einmal würde das Leben an meinem Selbst vorbeiziehen, ich würde den Schrecken der letzten Jahrzehnte noch einmal durchleben müssen bevor der Asphalt endgültig mein Leben beenden würde.*

Mit einem Mal stieg eine starke Übelkeit in mir auf, erst schwankte ich, bevor ich nach hinten kippte. Ich fiel auf mein Gesäß, die Beine hatte ich leicht abgewinkelt von mir gestreckt, die Hände auf den Boden gestemmt. Ich spürte den Kies, wie er sich in meine Hände bohrte. Während mir die ersten Tränen in die Augen liefen, ich zu wimmern anfang. Schob ich mich langsam rückwärts, bis mein Rücken auf die Metalltür traf. Mit weit aufgerissenen Augen versuchte ich mich, wimmernd zu erheben. Ich hatte Angst vor mir selbst, dass Ich bereit war mein Leben, das kostbarste Gut dieser Welt zu zerstören. Doch meine Beine schienen keine Knochen und Muskeln zu besitzen, irgendwie war alles zu Gummi geworden. Immer wenn ich versuchte aufzustehen sackten mir die Beine weg. Selbst mein Verstand war vernebelt von Angst. Ich wurde immer hastiger und unruhiger bevor die Welt um mich herum sich schwarz färbte und mich in tiefe immerwährend dunkle Abgründe stürzte. Nachdem Ereignis ist meine Erinnerung recht löchrig und ich weiß vieles nicht mehr. Wahrscheinlich lag es am vielen Alkohol und an den Drogen die damals nahm während ich auf meine Gerichtsverhandlung wartete. Doch später in einem Moment der Nüchternheit, durchsuchte ich das Büro meines Vaters. In einem Ordner über die Firma, in dem Jahr vor meiner Übernahme durch meine Wenigkeit. Fand ich etwas was mir den Boden unter den Füßen entriss. Es waren Testergebnisse über Medikamente, allesamt waren sie schlecht ausgefallen. Nebenwirkungen waren die kleineren Probleme. Die meisten Dinge die in dieser Liste aufgeführt wurden waren Langzeitschäden wie: „Impotenz, Schwächung des Immunsystems, ...“ Mit jedem Wort das ich las wurde die Empörung kleiner und die Wut größer. Meine Wut erreichte den Höhepunkt als ich auf eine Kopie einer Genehmigung blickte, auf der, wie man eigentlich erwartet hätte, der Name meines Vaters stand. Mit offenem Mund starre ich auf das Datum. Dieses Dokument war vor genau einem Monat entstanden. In welchem ich meine Prüfungen absolviert hatte. Das erschreckendste aber war nicht nur das Datum, sondern Kombination des Datums mit einer Unterschrift die mir sehr vertraut war. Meiner Unterschrift. Das konnte nicht sein. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt keine Unterschrift geleistet und erst recht nicht auf so einem Papier. Das war der Beweis gewesen auf den die Ermittler hingewiesen hatten. Ich hatte gesagt, dass ich keinen blassen Schimmer von diesem Dokument gehabt habe. Doch sie hatten mir nicht geglaubt. Ich ließ den Ordner fallen und nahm einen der beiden Stühle und pfefferte ihn durch den Raum, bevor ich wutschnaubend zum Telefon griff. Ich wählte die Nummer meines Vaters. „Ich möchte mich mit dir in der Villa treffen, SOFORT!!!“ sagte ich nur und wartete keine Antwort ab, sondern knallte den Hörer auf die Gabel und rannte ins Atrium und von dort in den holzgetäfelten Salon. Ich nahm eine Whiskeyflasche entkorkte sie und goss mir zitternd ein Glas voll und trank in großen Schlucken. Nach dem Ich den Whiskey hinuntergewürgt hatte, nahm ich ein zweites Glas und stellte es zusammen mit meinem und einer Cognacflasche auf den kleinen Tisch in der Mitte

der zwei mit dunkelgrün bezogenen Ledersessel. Dann wartete Ich. Ich verharrte zwei geschlagene Stunden in dem dunkelgrün bezogenen Ledersessel, in dem ich auch beim ersten Mal und bei der Vertragsunterzeichnung gesessen hatte. Dann schellte die Klingel. Der Himmel draußen hatte sich zugezogen und warf ein trübes Licht durch die Deckenhohen Fenster, in welchem der Staub auf und nieder tanzte. Ich ging zum Portal und drückte auf den Türöffner und ich sah wie ein grauer Wagen sich langsam die Auffahrt hinauffuhr und vor dem Portal hielt. Ich hatte ein Lächeln aufgesetzt, meine Augenlider zuckten immer wieder. Ein Chauffeur stieg aus, ging um den Wagen herum und öffnete die hintere Tür der Beifahrerseite und mein Vater stieg aus. Sein Gesichtsausdruck zeigte seinen Groll. Er stieg die Treppenstufen hinauf und betrachte mich abfällig. Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, geschweigen denn einer Begrüßung, ging er an mir vorbei in den holzgetäfelten Salon. Ich folgte ihm, sah wie er sich sein Glas füllte. Ich setzte mich in den grünen Sessel und schlug die Beine übereinander. „Du wolltest mich sprechen Sohn!?“ Er machte keinen Hehl aus dem Hass gegen mich, er stand da nippte arrogant an seinem Cognac und blickte spöttisch zu mir hinab. „Ich wollte dich Etwas fragen.“ Und das wäre!?“ Mein Vater lachte gehässig. „Wie kann es sein?“ Noch klang ich ruhig und beherrscht. „Das MEINE UNTERSCHRIFT AUF EIN STÜCK PAPIER KOMMT DAS ICH NOCH NIE, NOCH NIE ZU GESICHT BEKOMMEN HABE!?“ Nun schrie Ich. „Es passieren immer irgendwelche Seltsamkeiten in unserem Leben mein Sohn.“ Mein Vater lachte immer lauter, dabei grinste er höhnisch. Während ich die Kontrolle über mich selbst verloren hatte. Ich starrte zu Boden während mein Vater zum Fenster ging und sich mit dem Cognacglas in der Hand davor stellte. Ich nahm ein Stilet, welches als Brieföffner diente, vom Tisch und drehte es in meiner Hand, betrachtete es eingehend. „Du musst jetzt ins Gefängnis nicht wahr?“ lachend drehte er den Kopf. Ich schnaubte nur. Er wandte den Kopf wieder zum Fenster, während Ich aufstand und langsam auf ihn zu ging. Das Stilet hinter meinem Rücken verborgen, unsichtbar für mein Ziel. Mein wutverzerrtes Gesicht wandelte sich in ein boshaft Grinsendes. Als Ich nur noch eine Elle von ihm entfernt war, drehte sich mein Vater um. Ich deutete eine Umarmung an. Es würde eine tödliche Umarmung sein. Ich legte meinen linken Arm um seinen Nacken, während meine rechte das Stilet in den Magen meines Vaters trieb. Das Gesicht meines Vaters, das ich nur einen Augenblick sah, war nicht schmerzverzerrt sondern überrascht. Dann berührten sich unsere Oberkörper, das Glas in der Hand meines Vaters fiel in die Tiefe und zerbarst, beim Aufprall. Mein Vater wollte sich aus der Umarmung lösen doch ich hielt ihn gefangen. Mein Kopf war neben seinem Kopf. Ich blickte an seinem Rücken hinab und sah das glitzernde Stück Metall des Stilets. Der graue Anzug färbte sich langsam rot, mein Vater hustete und ich spürte etwas Warmes auf meiner Schulter. Der Körper meines Vaters wurde nun immer häufiger von krampfartigen Hustenanfällen geschüttelt. Ich stieß Ihn von mir. Er fiel gegen die Scheibe. Auf seinem Antlitz erschien ein sanftmütiges Lächeln. An den Mundwinkeln lief Blut herab und tropfte in die Tiefe. Dann sackte, der einst starke Mann, in sich zusammen,. Das Fensterbrett stoppte seinen Fall. Jetzt saß er da, gegen das Glas gelehnt, sanftmütig lächelnd und die Hände locker hängend. Plötzlich wich Ich zurück. Was hatte Ich getan!? Ich sah hinab auf meine blutverschmierten Hände. Ging in die Knie, übergab mich, wimmerte, schrie. Übergab mich ein zweites Mal. Sah in Richtung des Atriums, in welchem der Chauffeur wie erstarrt stand und die Szenerie betrachtete. Dann rannte er hinaus. Und Ich war am Ende angelangt, kippte zur Seite. Zog meine Knie an meinen Körper. Zitterte, lachte, schrie aber auch. In meinen Mundwinkeln sammelte sich Speichel, der anfing zu schäumen. „MAMA HILF MIR! HILF MIR BITTE!“ Brüllte ich in die Stille des Todes. In diesem Zustand blieb ich bis ich von Sanitätern ins Krankenhaus gebracht wurde. So den Rest der Geschichte kennen Sie?“

Der Psychiater starrt mich bestürzt an. Dann steht er auf und geht zu einer schweren Holztür, öffnet sie verharnt, dreht sich noch einmal um.



„Ich bin bestürzt darüber was Ihnen widerfahren ist. Deswegen wollte ich ihnen mitteilen... wollte Ich ihnen mitteilen... dass ihr Vater...nicht tot ist.“

Krachend schlägt er die Tür zu. Lässt mich zurück in meiner Zelle. Ich starre an die Decke, welche aus nacktem Beton besteht.

### Luna Krystonczyk, 10.3

## Ja oder nein?

Sie schaute aus dem Fenster auf die befahrene Straße. Autos zogen Lichterschleier hinter sich her und verschwanden im Großstadtnebel. Der schwarze Himmel verlor sich in den Häusersilhouetten, doch es war nicht dunkel.

Das war es nie.

Hochhausfenster funkelten wie Sterne im alles verschlingenden Schwarz und statt des Mondes leuchtete ein riesiges M über dem Dunst aus Abgasen und Zigarettenqualm. Reklameschilder brannten ihre Botschaften durch das Fensterglas in ihre überanstrengten Augen. Sie war fertig. Am Ende. Konnte nicht mehr, das war einfach zu viel. Von dröhnenden Kopfschmerzen gequält riss sie das Fenster auf. Der beißende Geruch von altem Friteusenfett und Abfall ließen sie sofort zurückweichen. Alle möglichen Gedanken schossen durch ihren schmerzenden Kopf und das Hämmern trieb ihr Tränen in die Augen.

- Ruhig...Ruhig bleiben... –

Ihr Brustkorb zog sich zusammen, als sie sich aus dem Fenster lehnte und in den Himmel starrte.

- Ja oder nein? -

Ihre Lungen begannen zu beben und ein heftiger Husenanfall riss sie zurück ins stickige Zimmer. Sie hatte das Gefühl zu ersticken, als würde ihre Luftröhre sich weigern weiteren Dreck durchzulassen. Beruhigend griff sie sich an den Hals und fühlte den schnellen, rhythmischen Puls gegen ihre Finger bummern. Schweiß nässte ihre Stirn.

- Ja?... -

Sie hob ihren Blick in die Nacht und schloss die Augen. Ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen.

- Wie oft entscheidet man sich täglich zwischen ja und nein?-

Ihr Lächeln erkaltete und erstarb.

- So simpel und doch so schwer. -

Sie trat wieder ans Fenster. Ein kalter Luftzug ließ sie zittern.

Ihr Blick fiel zu Boden.

Schlagartig setzte Regen ein und peitschte ihr ins Gesicht.

- Ist es das wert?-

Ein frischer Wind verwehte den miefigen Geruch. Ihre Haare wirbelten umher. Ihr Blick wurde starr und fiel schwer in die schwarze Tiefe, wo die Tropfen auf den Asphalt klatschten.

- Es hat keinen Sinn -

Sie schlang ihr Arme um ihren Oberkörper.

- Ich kann das nicht!-

Sie sog die kühle Luft ein,

- Oder...doch...? (Pause) Doch!-

stemmte ihre Arme auf das Fensterbrett, atmete aus, und dann kam er. So ruhig und gelassen wie sonst auch immer.

Als er sie übergücklich in die Arme schloss, schien alles impulsartig von ihr abgestoßen und eine Welle der Zufriedenheit und der Erkenntnis überkam sie. Es war richtig so. Da stolperte er in seinem Eifer und eng umschlungen fielen sie aus dem Fenster im 16. Stockwerk. Als ihr Leben wie ein Film vor ihren Augen ablief, hatte sie nur eine Frage im Kopf. War es nun gut so? Ja oder nein?...

*Luna Krystoncyk wurde von der Jury der 2. Preis in der Klassenstufe der 9. und 10. Klassen zugesprochen. Im Folgenden die Würdigung ihres Textes:*

*Luna Krystonczyk gestaltet in ihrer stilistisch sehr überzeugenden Kurzgeschichte eine existenzielle Entscheidungssituation, Dabei gelingt es ihr insbesondere gut, den Seelenzustand der Protagonistin auszudrücken durch die Beschreibung der nächtlichen Stadtlandschaft, auf die sie herabschaut. Dass die Geschichte gewissermaßen mit einer doppelten Pointe endet, passt allerdings nicht ganz zu der Erzählart, die sie bis zu diesem Zeitpunkt prägt.*

**Sara Glivic, 10.3**

## Worte wie Mauern

Kälte schlägt mir ins Gesicht, als ich die Tür weit öffne und nach Draußen trete. Die Sonne nimmt Abschied vom Tag, sie lässt die Welt noch einen winzigen Augenblick rot – orange schimmern, bevor sie endgültig von den grauen Häuserfassaden verschlungen wird. Die Blätter der Bäume tanzen im Wind. Ich versuche alles auszublenden, nur das Rascheln der Blätter und den Gesang der Vögel zu hören. Doch die Schreie sind zu laut. Ich halte mir die Ohren zu und sie sind immer noch da. Sie kommen von tief innen. Alle schreien sie wild durcheinander und ich verstehe kein Wort. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist. Die Kälte hält mich fest umschlungen. Ich ziehe meine Jacke fester zu, verschränke die Arme vor der Brust und laufe mit gesenktem Kopf Schritt für Schritt ziellos umher. An einer großen Kreuzung erhasche ich einen Blick auf die Menschen um mich herum. Kennen sie mein Geheimnis? Wie lange werden sie noch schweigen? Wie lange werde ich noch schweigen können? Ich spüre, wie die Mauer aus Lügen und Geheimnissen zu bröckeln beginnt. Ich kann das nicht mehr. Ich will, dass dieses Versteckspiel endlich aufhört. Das alles muss ein Ende nehmen. Ich habe das Gefühl, sie alle wissen Bescheid und ihre Blicke schreien förmlich: *Verräterin!* Die Masse setzt sich in Bewegung, ich aber bleibe regungslos am Straßenrand stehen. Menschen drängeln sich genervt an mir vorbei und vergessen mich dann wieder. Ich starre geradeaus ohne etwas Bestimmtes anzusehen. Mein Blick ist verschleiert. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll. Ein unangenehmer Geruch steigt mir in die Nase und ich höre jemanden neben mir leise etwas murmeln. „Danke schön.“ Ich drehe mich in die Richtung, aus der die Stimme kommt und schaue einem Obdachlosen ins Gesicht. Er sieht mich lange lächelnd an, ohne dass das Lächeln seine Augen erreicht. Er nickt heftig und sagt noch einmal: „Danke schön.“, leise, kaum verständlich. Schließlich dreht er sich um und geht humpelnd zurück an seinen Platz vor dem Juwelier direkt an der Kreuzung. „Wofür?“, frage ich ihn in Gedanken. „Wofür bedankst du dich?“

Es gibt nichts, wofür er sich bedanken kann. Einsam hockt er vor dem Juwelier und beobachtet die Menschen, die diesen betreten oder verlassen. Und mit jedem dieser Menschen spürt er die Ungerechtigkeit der Welt, immer und immer wieder.

Wie kann er sich da bedanken?

Ich wende meinen Blick wieder von dem Obdachlosen ab und konzentriere mich auf den Weg vor mir.

Ich sehne mich danach diese Straße zu überqueren, immer weiter zu laufen ohne Halt und nie wieder zurück zu kehren an diesen Ort. Und obwohl ich weiß, dass ich das nicht kann, drängt mich alles in mir weg zu rennen.

Ich greife mir in die Haare und versuche verzweifelt eine Lösung zu finden, die alle glücklich machen würde.

Die Erkenntnis, dass solch eine Lösung nicht existiert, trifft mich wie immer hart. Die Luft bleibt mir weg und ich klammere mich an die Ampel. Nichts ergibt mehr einen Sinn.

Ich blicke hin und her, suche nach jemandem oder etwas, der mir das alles erklären kann. Lachende Menschen rauschen vorbei. Wie gern würde ich mit einem von ihnen die Rolle tauschen und ein ganz gewöhnliches Leben führen.

Aber das ist ein unerfüllbarer Traum, denn egal was in den nächsten Stunden, Tagen, Wochen geschehen wird, mein Leben würde nie wieder so aussehen.

Langsam löse ich mich aus meiner Starre. Etwas Klarheit ist in meinen Kopf gelangt. Oder vielmehr Leere. Dort, wo eben gerade noch tausende von Bildern und Wörtern herumschwirrten, herrscht jetzt eine unheimliche Stille.

Zurück. Ich muss zurück zu ihm. Ich muss ihm endlich sagen, dass er fort muss, dass er nicht mehr bleiben kann. Ich weiß nicht, wo er hin soll und er wird es sicherlich genau so wenig wissen, aber wir wissen beide, dass es sein muss. Er wird es verstehen. Das wird er doch, nicht wahr?

Er muss.

Ich schaue niemanden an, als ich mich umdrehe und mich Schritt für Schritt auf den Rückweg mache. Weglaufen gilt nicht.

Mein Verstand hat ausgesetzt, ich verlasse mich ganz auf meinen Körper. Meine Beine wissen wohin. Irgendwo in mir ist ein Stück Hoffnung entflammt und ich halte mit aller Macht daran fest. Mir bleibt nichts anderes übrig.

Schnellen Schrittes biege ich um die Ecke in die Straße, in der die alte Mietskaserne steht.

Nicht mehr lange... zwei Gärten muss ich noch passieren, dann bin ich da. Und er wird auf mich warten. Er wird fragen wo ich war und wie es weitergeht, so wie immer. Nur eines wird anders sein, dieses Mal werde ich eine Antwort haben auf seine Frage.

In Gedanken male ich mir aus wie das Gespräch zwischen uns verlaufen wird. Als ich endlich das Gartentor erreiche, merke ich, wie die Angst mich plötzlich packt. Werde ich es wirklich über mich bringen?

Ich krame den Schlüssel aus meiner Hosentasche und bleibe noch einen Moment stehen.

Die Straßenlaterne über mir flackert. Ich hatte nicht bemerkt wie dunkel es geworden war.

Tief hängende Wolken verdecken Mond und Sterne und lassen die Welt so klein erscheinen.

Gedankenverloren öffne ich das Gartentor und ohne aufzublicken überschreite ich den Kiesweg. Ich habe bereits die ersten Treppenstufen erklommen, als eine kalte, schneidende Stimme gewaltsam die angenehme Stille zerreißt.

„Frau Schild?“

Lange geschieht gar nichts. Angst breitet sich in meinem gesamten Körper aus, eine Angst wie ich sie noch nie zuvor erlebt habe. Ich zittere.

Sie haben uns gefunden. Sie wissen Bescheid und sie sind gekommen, um unser Leben und alles, was wir uns aufgebaut haben, gewaltsam in Stücke zu reißen.

Es kann niemand anderes sein.

Der Drang wegzurennen ist so übermächtig, aber es würde nichts nützen. Sie sind hier und sie werden nicht gehen ehe sie uns zertrümmert haben.

*Tu so, als würde es dir nichts ausmachen, dass sie hier sind.* Einfach normal sein.. Langsam hebe ich meinen Kopf und blicke in zwei ausdruckslose Gesichter.

Ich versuche meine Mundwinkel so zu verzerren, dass es im mindesten wie ein Lächeln aussieht. Ihren Augen sehe ich an, dass mein Versuch gescheitert ist. Sie wissen alles. Sie sind zu zweit. Wenn sie nichts ahnen würden, dann hätte man nur einen geschickt. Irgendjemand muss etwas bemerkt und ihnen Bescheid gegeben haben. Wir haben doch immer darauf geachtet, möglichst nicht aufzufallen.

Ich klammere mich an das Treppengeländer, meine Beine wollen mir nicht gehorchen. Nur mit Mühe gelingt es mir sie wieder in Bewegung zu setzen und die oberste Stufe zu erreichen. Die Fremden machen mir Platz und ihre kalten, stechenden Blicke brennen sich in meinen Rücken, als ich den Schlüssel ins Schloss stecke.

Ich halte inne und atme einmal tief ein und aus.

*Einfach normal sein..*

Ich setze ein Lächeln auf, drehe mich um und sage etwas zu fröhlich: „Guten Abend meine Herren. Treten sie doch ein.“

Ich halte ihnen die Tür auf, sie bedanken sich und treten ein, ohne, dass sich ihr Gesichtsausdruck verändert.

Mein Lächeln erblasst, als ich ihnen den Rücken zuwende und die Tür schließe.

Das gedämpfte Licht des Flures lässt die kräftig gebauten Männer noch unheimlicher wirken.

Die Fremden warten. Sie warten auf Worte von mir. Aber was soll ich schon sagen?

Wir schweigen. Die Sekunden vergehen.

Warten sie darauf, dass ich eine Entscheidung treffe? Es ist vollkommen gleichgültig, wie diese ausfällt, in jedem Fall bin ich eine Verräterin.

Ich will keine Entscheidung treffen müssen. Ich will niemanden verraten.

Ich will mich an einen anderen Ort träumen, einen Ort voll von Schönem und Glück, aber es funktioniert nicht. Ich stehe immer noch in diesem endlos langen Flur mit den zwei Unbekannten.

Endlich ergreift einer von ihnen das Wort. Er stellt Fragen, die ich nicht verstehe.

Bedeutungslose Wörter stehen für wenige Sekunden im Raum. Sie verlieren sich, werden verdrängt von neuen Wörtern.

Nur einzelne Fetzen erreichen mich, die sich vor meinem inneren Auge aneinanderreihen, in der Hoffnung, ihnen so einen Sinn geben zu können.

Auch der zweite stellt jetzt Fragen. Er wird lauter, als ich immer noch nicht antworte. Ich starre vor mich hin, meine Umwelt verschwimmt zu einer einzigen Masse. Farben und Lichter tanzen vor meinem Auge und sinnlose Laute umspielen meine Ohren.

Ich entferne mich mehr und mehr von mir selbst. Das bin nicht ich, so scheint mir, das ist jemand anderes, der plötzlich den Blick nach oben richtet und den Mund öffnet. Es ist fast so, als würde ich mir selber dabei zusehen, wie ich die entscheidenden Worte spreche. Sie klammern sich an das Gehör der Zuhörer und fressen sich tief in ihre Köpfe.

Auch wenn ich wollte, ich könnte sie nicht mehr zurücknehmen. Ich habe die Kontrolle über sie verloren, als sie meine Lippen verließen. Sie schweben über mir, über uns, umkreisen mich mit vorwurfsvollen Augen und streifen meine Haut mit ihrer kalten Hülle, um schließlich zu zerplatzen und eine endlose Leere zurückzulassen.

Die Männer setzen sich sofort in Bewegung. Die Entscheidung war gefallen.

Ich hatte ihnen gesagt, wo sie suchen müssen.

Es gibt kein Morgen mehr und auch kein Gestern, was zählt ist das Jetzt.

Ein anderer Teil von mir hat mir die Entscheidung abgenommen und für einen Augenblick die Kontrolle übernommen, damit das hier endlich ein Ende hat.

Plötzlich war gleichgültig, welche Entscheidung, wichtig war nur, dass eine Entscheidung getroffen wurde.

Das Gefühl der Erleichterung verfliegt, als ich die Männer die Treppen aus dem Keller hochsteigen höre und außerdem das Keuchen eines Dritten.

Mir wird bewusst was ich getan habe. Er wird mich hassen, mich verabscheuen, das muss er, etwas anderes ertrage ich nicht. Ich habe ihn verraten, weil mir mein Vaterland anscheinend wichtiger ist als unsere jahrelange Freundschaft. Aber so ist es nicht.

Dieses wunderbare Land und seine Bewohner hatten dafür gesorgt, alles zu zertrümmern.

Man hatte ihm seine Familie genommen und er brauchte dringend ein Versteck. Nicht im Traum hätte ich vor 3 Jahren daran gedacht, dass uns diese Tatsache wieder zusammenführen würde, nachdem wir uns einige Monate lang nicht gesehen hatten.

Aber nichts war wie früher. Es gab kein großes Wiedersehen. Wir sprachen kaum ein Wort. Damals war es selbstverständlich, dass er bleiben durfte, egal, welcher Gefahr ich damit ausgesetzt war.

Mit der Zeit konnte ich den Druck einfach nicht mehr ertragen. Trotz unendlicher Dankbarkeit, die er mir entgegenbrachte, glaube ich, hat mich ein Teil von ihm gehasst, aus dem einfachen Grund, dass ich zu diesen Menschen gehöre, die ihm alles genommen haben. Unsere Kindheitserinnerungen waren wie ausgelöscht, wir waren uns fremd und das blieb auch so. Ich brachte ihm Essen, erkundigte mich, wie es ihm ging und benachrichtigte ihn, sobald es Neues von Außerhalb gab. In der restlichen Zeit lebte jeder sein Leben, soweit das in einem Keller möglich war.

Es machte mich verrückt, dass es diesen Leuten so einfach und in so kurzer Zeit gelungen war, so viel zu zerstören.

Es machte mich verrückt, wie er mich jedes Mal ansah, wenn ich den Keller betrat. Fast so, als wäre ich Schuld an seinem Leid.

Und am wenigsten konnte ich ertragen, dass ich so machtlos war. Ich konnte nichts tun. Ich konnte nur warten, dass die Zeit vergeht und mit ihr auch all diese schrecklichen Dinge.

Ich wusste ja nicht einmal, ich weiß es immer noch nicht, ob das jemals ein Ende haben wird. Ich weiß nicht, wie lange es noch dauern wird, bis die Menschen ihren Verstand einschalten werden, vielleicht niemals.

Ich sehe die Kellertür aufgehen und sein Gesicht aus dem Dunkel auftauchen. Nur für den Bruchteil einer Sekunde sieht er mir in die Augen, danach geschieht alles ganz schnell. Ich werde von hinten gepackt und er wird weiter geschubst. Aber das ist unwichtig, vollkommen nebensächlich.

Denn ich hatte in seine Augen gesehen. Und sein Blick verriet nicht puren Hass, sondern vielmehr Verständnis und unendliche Dankbarkeit, aber auch Trauer und Enttäuschung. Er hat mich fast an meinen Freund vor langer Zeit erinnert.

Man hatte uns bereits die Treppen herunter getrieben, als ich mich entscheide, zumindest einen Teil meines Verrats wieder gut zu machen. Bis jetzt habe ich mich führen lassen, ohne mich zu wehren, deswegen ist der große Mann, der mich festhält, nicht darauf gefasst, als ich nach der Hand meines Freundes fasse. Er ist nah genug dran, so dass ich seine Hand fest umschließen kann. Als er mich ansieht, lächle ich ihn ein trauriges, schuldbewusstes Lächeln. Er soll wissen, wie Leid es mir tut. Fassungslosigkeit macht sich in den Gesichtern der Zerstörer breit und wird kurz darauf von unbändiger Wut abgelöst.

Dass ich es überhaupt wage, mich ihnen zu widersetzen. Aber ich lasse nicht locker.

Ich muss wissen, ob er mir verzeiht. Vorher kann ich nicht loslassen. Man versucht uns auseinander zu zerren. Die Männer brüllen, Stimmen explodieren.

Verzweifelt suche ich seinen Blick und endlich, endlich sieht er mich an. Sein Blick ist so voller Traurigkeit und gleichzeitig so sanft. Er drückt meine Hand, alles ist vergessen, es gibt nur noch ihn und mich, nur noch uns und seine Lippen, die sich zu einem „Danke“ formen.

Im nächsten Moment höre ich einen lauten Knall. Kurz darauf einen zweiten. Unendlicher Schmerz durchfährt mich und ich spüre, wie ich zu Boden falle und wie etwas neben mir dumpf aufschlägt. Mühsam drehe ich meinen Kopf zu ihm und sehe wie er mir seine zitternde Hand entgegenstreckt. Ich schenke ihm ein letztes Lächeln. Und das Letzte was ich denke, ist, wie seltsam es ist, dass uns etwas, dass uns so auf so grausame Weise auseinandergebracht hat, uns auf solch eine merkwürdige Art und Weise wieder zusammenbrachte, wenn auch nur für einen winzigen Augenblick.

*Sara Gluvic erhielt für ihre Erzählung den 1.Preis der 9. und 10.Klassenstufe. Im Folgenden die Würdigung ihrer Arbeit:*

*Sara Gluvic gelingt es, mit äußerster Intensität die Seelenqualen einer Frau zu schildern, die einen politischen Flüchtling bei sich aufgenommen hat, von Geheimpolizisten entdeckt wird, als sie sich dem Versteck des Flüchtlings nähert, und sich dies selbst als Verrat anrechnet. Sara gelingt es auch, dem dunklen Schluss ihrer Geschichte einen versöhnlichen Ton zu geben, ohne in Sentimentalität abzugleiten.*

**Maik Kaiser, 13.Jahrgangsstufe**

## **Wie ich das Entscheiden zu schätzen lernte**

Ein Leben lang muss man sich entscheiden, jeden Tag. Es gibt kleine Entscheidungen, wie den Brotbelag zum Frühstück, und es gibt große Entscheidungen, wie die Wahl des Berufs. Egal, wie fern die Auswirkungen zu sein scheinen, im Grunde gibt es für jede Entscheidung nur einen einzigen Moment. Und dieser eine Moment, der Augenblick der Entscheidung, wird immer Folgen haben. Bedeutende oder kaum spürbare Folgen, langfristige oder schnell verflogene Folgen, absehbare oder unerwartete Folgen. Folgen, die das Leben verändern können. Diese Folgen sind es, die manchem Menschen Angst machen, die ihn dazu bringen, den Moment der Entscheidung hinauszuzögern. Dieser Mensch verbringt mehr Zeit damit, zu überlegen, wie er sich entscheiden soll, als die Folgen zu erforschen, zu genießen. Mir wurde die Gelegenheit gegeben, diese Angst für einen Tag vollkommen zu ignorieren, die Folgen aller meiner Handlungen unbeachtet zu lassen und jede meiner Entscheidungen einfach nur auszukosten. Von diesem Tag möchte ich erzählen:

Er begann wie ein normaler Tag, mit dem Aufstehen. Ich hatte seltsam geträumt gehabt, davon, dass ich diesen Tag nicht zu Ende bringen würde. Nein, ich hatte nicht geträumt, dass ich sterben würde. Ich hatte geträumt, dass der nächste Tag der gleiche sei wie dieser. Wie in diesem Film, „Und täglich grüßt das Murmeltier“. Wieso auch immer, aber mir kam dieser

Traum echt vor, unglaublich glaubwürdig. Ob es daran lag, dass ich fix und alle war von der Nacht, oder dass ich schon immer das Gefühl hatte, das Leben habe für mich etwas Besonderes auf Lager weiß ich nicht, aber mir war klar, dass dieser Traum kein Traum war – er war Wirklichkeit, morgen würde ich wieder im Heute erwachen und alles, was bis dann geschieht, wird vergessen sein.

Mit diesem Wissen gewappnet überlegte ich beim Zähneputzen, wie ich denn nun also diesen Tag verbringen möchte, heute. Ich machte mir einen Plan: den ersten Tag würde ich einfach spontan und ohne Bedenkzeit meine Entscheidungen treffen, auf dass diese den Namen Entscheidung nicht mehr verdienen, klingt dort doch immer noch etwas von Überlegung und Abwägung bei. Nein, diesen Tag sollten meine Impulse über mich verfügen. Das wird doch sicherlich garantieren, dass ich nur mache, was mir gefällt, und das wird unweigerlich in einem amüsanten Tag enden. Wie heißt es doch so schön? „Lebe jeden Tag, als ob es dein letzter wäre!“ Und für einige Zeit werde ich morgen sicherlich nicht erleben. Das auf heute folgende Heute würde ich dann mit Informationssuche verbringen, auf dass ich mein Wissen in den kommenden Tagen dann sinnvoll nutzen kann. Eine wahrlich interessante Zeit lag vor mir, und wie ich den Bann brechen kann werde ich schon noch herausfinden, wenn mir dieser Tag lästig wird. Nach der Morgentoilette hatte ich nun also einen ausgereiften Plan zur Gestaltung der nächsten paar Tage, bzw. einige tausend Pläne für den heutigen Tag. Ich griff mir nur noch schnell mein Tagebuch, und schrieb, eigentlich nur der Symbolik wegen, bald müsste diese Seite ja wieder weiß sein, über die gesamte Seite, die das heutige Datum trug: „Tag der Entscheidungsfreiheit!“

Ich griff mir die Sachen aus dem Schrank, von denen mir schon lange abgeraten wurde – wäre es nach Mama gegangen, wären diese Sachen schon längst auf dem Müll – die ich aber dennoch aus diesem oder dem anderen Grund nicht wegwerfen wollte. Übergestreift, in den Spiegel geschaut – oh mein Gott, ich wusste nicht mal, ob das gut aussah oder einfach nur lächerlich... Sollte ich viellei- STOP! Keine Entscheidungen, Zweifel unerwünscht, mir war an diesem besonderen Tag wichtiger, diese Sachen zu tragen, als mich den Modevorstellungen der Gesellschaft zu unterwerfen! Und tief in mir wusste ich, dass das leichte Unbehagen, in diesen Klamotten einen Fuß vor die Tür zu setzen, nur daher rührte, dass ich mich seit Jahrzehnten von Tag zu Tag entschieden hatte, nicht aufzufallen, mein Image zu wahren für eine Unzahl an Menschen, die ich nie wieder sehe, und wenn doch, dann nicht erkenne, und die mich nicht bewusst sehen, in deren Erinnerung ich lediglich ein verschwommener Fleck bin in einer Masse verschwommener Flecke, aus der nur ein Sonderling heraussticht... Und an diesem ersten Heute wollte ich dieser Sonderling sein! Stolz über die nicht-Wahl von devotem Beugen vor dem Massengeschmack und der Identitätslosigkeit trat ich über die Schwelle ins Freie und setzte meinen Weg fort, mein Ziel war die U-Bahn. Auf halbem Weg zur Arbeit sah ich eine Werbung für ein neu eröffnetes Einkaufszentrum. Und da mir eigentlich eh nicht nach Arbeit war – wieso überhaupt hatte ich mich auf dem Weg hierher gemacht? Ich glaube, Gewohnheit und die bewusste Akzeptanz dessen, dass die Arbeit notwendig und Bestandteil des Lebens ist und die Entscheidung, das zu dulden, hatte mich abhängig gemacht von der Arbeit... doch ich drifte ab, will ich doch eigentlich von etwas anderem erzählen... - da mir also eigentlich eh nicht nach Arbeit war stieg ich um und fuhr einkaufen.

Im Konsumparadies angekommen fiel mir die Absurdität meines Einfalls ein: Ich war jetzt im Tempel der erzwungenen Entscheidungen angekommen, umringt von vielerlei Marken, jede schreit einem „Kauf mich!“ entgegen, jede hat ihre Vorzüge, und wenn es sich dabei oft nur um den niedrigen Preis und das niedliche Maskottchen handelt. In diesen Wahlfreiheit versprechenden und doch nur eine größere Auswahl an Zwängen bietenden Hallen wurde mir bewusst, was ich wollte: ich wollte die Leute aufwecken! Es würde sich zwar langfristig niemand dran erinnern, selbst wenn der Tag nicht von vorne beginnen würde, doch darum

ging es auch nicht. Es ging darum, mein inneres Bedürfnis zu befriedigen. Ich sprang auf einen nahe stehenden Stuhl und rief mit lauter Stimme meine Mitmenschen zur Vernunft auf, ihr Konsumverhalten sei keine Freiheit, wie ihnen gerne weisgemacht wird, ihr Leben sei ein Leben in Zwang und Illusion! Die Rede schmückte ich mit Metaphern und Allegorien, und ich sah, dass unter den vielen Skeptikern auch einige Menschen beeindruckt waren und sicherlich Inspiration durch meine Worte fanden. Es war interessant, Mittelpunkt der ganzen Aufmerksamkeit zu sein und ich dachte bei mir, dass ich das nochmal machen sollte, wenn die Zeit wieder normal weitergeht. Doch in diesem Moment jetzt hatte ich keine Lust mehr, ich endete meine Worte mit einem Appell an alle Freiheitssuchenden und stieg vom Stuhl. Ich fand es sehr freundlich, dass der Wachmann nichts unternahm, aber ich denke, ich war für ihn wohl nur ein armer und ungefährlicher Spinner. Verübeln konnte ich es ihm nicht, seltsam gekleidet und dann wie ein Prophet der Endzeit von der Unfreiheit des Menschen predigen... Sollte ich das tatsächlich wiederholen, dann möchte ich doch seriöser wirken...

Doch das kümmerte mich nicht weiter, ich hatte Lust bekommen, mich einfach unter die Leute zu mischen und die frische Luft zu genießen. Und das tat ich dann auch. Es war eine angenehme Zeit, und ich hatte auch immer mal wieder zu lachen, wenn ein professioneller Flyer-Verteiler mir seine Werbung für eine Party am nächsten Tag aufdrücken wollte. Doch meine Stimmung war nicht bestimmt, so gut zu bleiben. Zufällig warf ich einen Blick auf die Schlagzeilen des Tages, den ich noch lange vor mir haben würde – ein Mann hatte sich von einem Hochhaus gestürzt, er hatte seinen Glauben verloren gehabt. Ja, das tat mir wirklich Leid, Glaubensverlust war meiner Meinung nach schon immer besonders schwerwiegend. Doch das allein wäre nicht Grund genug gewesen, meinen schönen Tag zu ruinieren, nein, aber die Konfrontation mit dem Tod ließ mich trübsinnig werden, und auch neugierig... Wie wäre das wohl, sterben? Was fühlt man dabei? Danach? Für heute hatte ich mir vorgenommen, meinen Bauch für mich entscheiden zu lassen und die Folgen einfach hinzunehmen. Bisher hatte dies lediglich dazu geführt, dass ich mich lächerlich gemacht habe, wenn ich mich dabei auch gut gefühlt hatte. Doch ich wollte meinem Bauch nicht trauen, diesmal, denn er war geneigt, den Tod zu kosten, woraufhin heute das erste Mal sicher vorbei wäre und ich morgen mit dieser Erfahrung weitermachen könnte, gleichsam aber fühlte er, was jeder fühlt, der dem Tod vis à vis steht: Angst, Unsicherheit und Unbehagen. Was sollte ich also tun? Ich wollte doch die Entscheidungen sein lassen, doch wenn selbst mein Gefühl nicht wusste, was ich wollte? Da kam mir eine Idee, auf die ich eigentlich schon hätte eher kommen sollen: ich griff in mein Portemonnaie und zog die leuchtendste, schönste und am gründlichsten polierte Münze heraus, die ich finden konnte. Das Stück Metall mag vielleicht ein paar Gramm gewogen haben, doch die Last der Entscheidung über Leben und Tod, so temporär dieser auch sein mochte, wog schwer in meiner Hand. Ich überlegte, ob die Festlegung, welche Seite welches Ergebnis nach sich ziehen sollte, nicht schon eine Entscheidung wäre, kam aber zu dem Entschluss, dass nur entschieden werden kann, wenn man sichere Fakten abwog, der vorliegende Fall aber ganz und gar dem Zufall überlassen war. Ich hatte jeder Münzseite ihr Schicksal zugewiesen, schloss die Augen und warf die Münze hoch in die Luft. Eine gefühlte Ewigkeit wartete ich darauf, dass die Schwerkraft das Zahlungsmittel wieder in die Richtung meiner Hand zog. Schließlich tanzte das kalte Metall auf meiner Handfläche, ich klatschte die Münze auf meinen anderen Handrücken und öffnete erwartungsvoll die Augen. Die Münze zeigte ein eindeutiges Ergebnis an. Ob die Münze nun meinen Tod wollte, weil sie mich hasste oder mir eine neue Erkenntnis schenken wollte, kann ich nicht sagen, aber ich dankte ihr dennoch leise.

Ich schluckte schwer, doch war froh, dass die Entscheidung gefällt wurde, nicht von mir, das hätte den Tag wirklich versaut, sondern vom Zufall.

Da mir mein heutiges Ende nun sicher war, hatte ich noch Lust, dieses ordentlich in Szene zu setzen. Die Leute würden sich leider nie daran erinnern können, da es für sie nie stattgefunden



haben wird, aber auf diese Weise konnte ich, ähnlich wie bei der Rede kurze Zeit zuvor, sehen, wie die Leute reagieren. Ich war gespannt, was sie für Gesichter machen würden und wie das mein Verhältnis zur Menschheit allgemein beeinflussen würde, wenn überhaupt. Mir war noch danach, einen großen Abschiedsbrief zu verfassen und ihn zu verbreiten, bevor ich mir das Licht bis zum heutigen Morgen ausknipste. Ich setzte mich also an diese Aufgabe, schrieb davon, dass ein Mensch in der heutigen Zeit nicht mehr alleine denkt, dass seine Gedanken vorgefertigt sind und nur noch in einen austauschbaren Körper gegossen werden müssen, dass Scheinheiligkeit die Staatsreligion ist, dass Lug und Trug die Machtmittel seien, wo Gerechtigkeit und Güte mit dem Volk geteilt werden müssten – kurz: Ich schrieb inhaltsleere Phrasen, die die Menschen gerne hören, damit sie meinen, sie hätten etwas zum Nachdenken, auch wenn es spätestens zum Sportevent am Nachmittag vergessen wurde, und damit sie wissen, worauf sie ihre Wut schieben können, wenn ihnen gerade danach ist, ohne, dass ein Schuldiger ausfindig gemacht werden kann.

Ich schloss meinen Abschiedsbrief damit, in einer solchen verdummten, versklavten und betrogenen Welt nicht länger leben zu können.

Kaum zwanzig Minuten später stand ich wieder auf einem Stuhl, diesmal mitten in der belebtesten Einkaufsstraße der Stadt. Ich verkündete mit einem Mikrofon, das ich daheim gefunden hatte, dass ich der armen Menschheit eine Wahrheit zu verkünden hatte, und verlas meinen Brief. Beim Schlussteil angekommen schaute ich in die Gesichter der Menschen und zog ein Messer aus meinem Mantel. Die bisher noch ziemlich beeindruckt aussehenden Menschen – wie leicht sie doch von fremden Ideen zu überzeugen sind, wenn man nur ja keine Tatsachen oder Beispiele anbietet – rissen auf einmal die Augen auf. Als ich mir die kalte Klinge an die Kehle setzen wollte, hörte ich einen ohrenbetäubenden Knall. Doch der Lärm war mir egal, der Schmerz in meinem Bein vereinnahmte meine gesamte Aufmerksamkeit. Paralytisch und zu nichts fähig, außer zu versuchen, meine Pein hinunterzuschlucken, ließ ich das Messer fallen und verkrampfte mich.

Die Welt um mich herum verschwamm, verlor Farbe, wurde dunkel, wurde schwarz.

Ich erwachte irgendwann. Ich ließ die Augen zu. Es war still, so wie es am Vortag auch gewesen ist. Ich hatte also Recht behalten, der Tag war nicht vergangen gewesen. Ich tastete nach meinem Wecker, der in etwa 13 Minuten zu klingeln beginnen sollte...

### **SCHLAGZEILEN:**

Der Mann, der sich gestern auf offener Straße das Leben nehmen wollte, ist heute morgen aufgewacht. Aufgebracht schrie er, er hätte sterben können, und versprach dem Psychiater, er würde selbst über sein Leben entscheiden. Er leidet anscheinend an einem Trauma und ist noch nicht weiter ansprechbar, doch wir werden Sie auf dem Laufenden halten über die Beweggründe...

*Maik Kaiser erhielt für seinen Beitrag den 2.Preis der Oberstufe. Hier die Würdigung seines Textes:*

*Maik Kaiser schildert in seiner Geschichte einen Mann, der einen Tag ganz frei von Entscheidungen erleben möchte und in dem Augenblick, als er diesen Vorsatz in die Tat umsetzen will, bemerkt, wie schwierig das ist. Seine Versuche, die ihn in die unterschiedlichsten Lebenslagen führen, bringen ihn schließlich dazu, sein weiteres Schicksal einem Münzwurf anzuvertrauen, was der bis dahin eher munteren Geschichte eine tragische Wendung gibt.*